16/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Kant bei Kant

Kaliningrad – Gegenwart und Geschichte

Anmut und Armut

Angola im Kampf gegen Epidemien und Kindersterblichkeit

★ Inhalt

Reportage
Schriftsteller Uwe Kant und Fotograf Detlev Steinberg reisten nach Kaliningrad. Teil 1 **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Rückblick
50 Jahre nach der Provokation von Gleiwitz – Gliwice heute **Seite 16**

Bildreportage
Die Mescheten im Smolensker Gebiet **Seite 20**

Exklusiv-Interview
FW-Gespräch mit dem Minister für Gesundheitswesen Angolas **Seite 22**

Memoiren
Der sowjetische Physiker A. P. Alexandrow erinnert sich **Seite 26**

Geschichte
Die alte Leier **Seite 28**

Bildende Kunst
Die Leipziger Holzschneiderin und Holzstecherin Christa Jahr **Seite 30**

Volksbräuche
Wettstreit der Lügner **Seite 32**

Erzählung
Boris Pasternak: „Ungeliebtsein“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die Schatzinsel“ **Seite 40**

Sport
Halde statt Berg und Eisbahn ohne Eis **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Kraftfahrzeuge
Perspektiven für LIAZ-Lastkraftwagen **Seite 46**

Völkerschaften der UdSSR
Über das kleine sowjetische Volk der Wepsen **Seite 52**

Titelfoto:
Günter Blutke fotografierte das Mädchen vom Stamm der Mumuilas aus dem Hochland Angolas

Redaktionsschluß für dieses Heft: **7. 8. 1989**

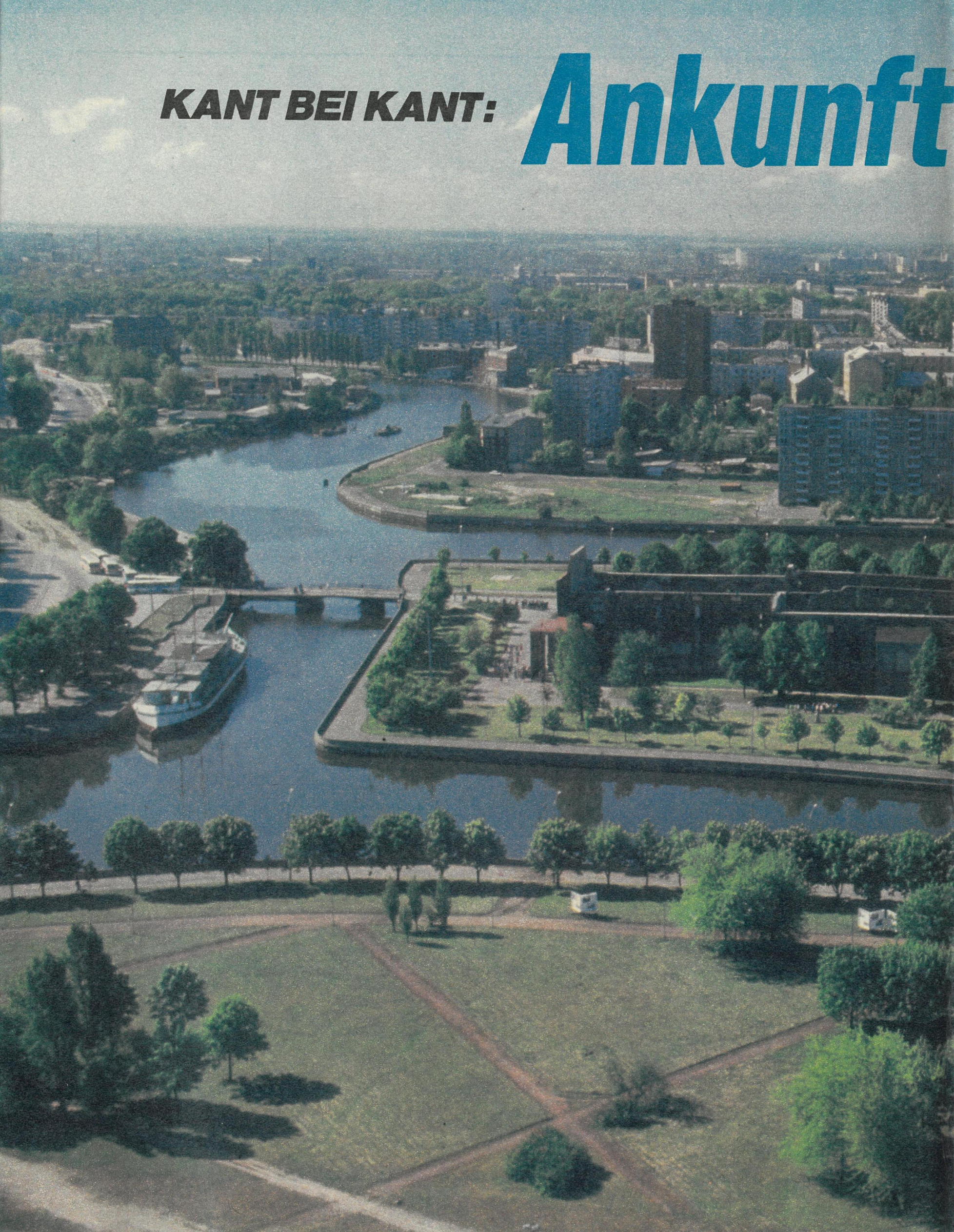
5 Meter bis zum 17. Jahrhundert

Absperrungen sind keine Seltenheit auf Moskaus Rotem Platz – Mausoleum-Besucher werden so von bloßen Neugierigen geschieden, diese wieder sind von den GUM-Kunden getrennt, und ihnen allen zusammen weisen schrille Pfiffe aus Milizpfeifen die Schranken, wenn Protokoll und Staatsgeschäfte die Durchfahrt zum Spasski-Torturm in den Kreml hinein erfordern. Seit einiger Zeit nun gemahnen neue Schilder zum Innehalten: „Über die Kette nicht hinausgehen!“
Hier fraßen zuerst die mobilen Bagger der Kommunalwirtschaft (Stromleitungen waren zu erneuern) sich ins Erdreich. Ihnen folgten die wißbegierigen Spaten von Profi- und Hobbyarchäologen; denn um geschichtsträchtigen Boden handelt es sich allemal, hier, am Rasinsker Hang. Runde fünfzig Meter war man schließlich in die Breite und fünf in die Tiefe gegangen, als die ersten Fundstücke zum Vorschein kamen: Kleinmünzen, Becher, Geschirr, Hieb- und Stichwaffen. Ganz recht – es handelte sich um eine Kneipe, die dereinst hier ihre Kundschaft

mit Speis und Trank und wohl auch allerlei Anlaß zu Rauferei versah – allerdings ist es lange her, daß es auf dem Roten Platz etwas zum Beißen gab. 1636 war's, da wurden 22 steinerne Bänke errichtet, welche dem „Stretensker Gehorchbauern Iwaschka Tjuka für 10 Jahre überlassen wurden" – so steht's in den Annalen. Jetzt sieht man wieder einen Teil der Gewölbe und die Mauern des Weinkellers (Foto links). Wenige Meter nur weiter liegen die gut erhaltenen Fundamente eines 1936 vernichteten kulturhistorischen Kleinods, der Kasaner Kathedrale. Am 22. Oktober (alten Datums) 1625 geweiht in Gegenwart des Fürsten Dmitri Posharski, der damals eigenhändig die Ikone der „Gottesmutter von Kasan" in das von seinen Mitteln finanzierte Gotteshaus trug. Die Moskauer Sektion der „Gesellschaft zum Schutz der Geschichts- und Kulturdenkmale" rief zu Spenden und Mitwirkung an der Wiedererrichtung der Kathedrale auf. Bisher sind über 17 000 Rubel aufs Konto Nummer 700 913 eingezahlt worden. Und was des rührigen Iwaschka historische Lokalität anbelangt, ist das letzte Wort noch ungesprochen – vielleicht wird ein Vorschlag aufgegriffen, den die Archäologen im vergangenen Jahrhundert machten, im Viertel des Roten Platzes ein unterirdisches Museum zu schaffen. Was zweifellos ermöglichte, dem Weinkeller seine einstige Popularität zurückzugeben...

Jürgen Geitner (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

KANT BEI KANT: Ankunft



in Kaliningrad (1)

Ankunft auf Bahnsteig 1. Kaliningrad. Der Schriftsteller Uwe Kant bereiste die westlichste Gebietshauptstadt der RSFSR, 40 Kilometer in östlicher Richtung vom Baltischen Meer gelegen, von „seegehenden Schiffen befahren". Er besuchte ihre Universität und – zwischen den Armen der Pregolja gelegen – auch das Grabmal des großen Aufklärers und Namensvetters (am Dom links). Detlev Steinberg fotografierte.

Ankunft in Kaliningrad

Der Mann aus dem Zigarettenbilderalbum

„Kant bei Kant", nun ja, ach Gott, hm, um solches Zückerchen, bei aller Unangemessenheit, kommt man als Journalist vielleicht schlecht herum, und es ist ja auch nicht weiter herabsetzend gemeint, nicht wahr. Immerhin darf ich von mir melden, daß ich frühzeitig Interesse an dem Gemeinten, dem Großen, dem Philosophen entwickelte, was damit zusammenhing, daß mein Vater ein derart großer Raucher war („wie der Dampfer Titanic im Kampf ums Blaue Band", habe ich früher einmal mitgeteilt, bin aber inzwischen durch einen Sachverständigen dahin unterrichtet, jenes Schiff habe gar nicht an dem Wettkampf teilgenommen), daß der Tabakhändler ihn gleich mit drei verschiedenen sogenannten Zigarettenbilderalben versah, deren Texte man mit Farbbildchen, die sich in den Zigarettenschachteln fanden, ergänzen konnte. Hexen und Wichtel für das Märchenalbum, Hasen und Hirsche für das Album „Tiere in Wald und Feld". Für das Album, das eventuell „Große Köpfe der Geisteswelt" hieß, jedoch tatsächlich nur Köpfe, und zwar meistens von irgendwie langhaarigen Männern. Letzteres blieb selbstverständlich das am wenigsten interessante für mich, bis ich hartnäckig herumbuchstabierend herausfand, daß auch einer unseres Namens zu den Großen Köpfen zählte. Die Älteren hatten von ihm gehört, konnten oder mochten mir aber auch nicht sagen, was das war – ein Philosoph. Vor allem aber blieb das Bild aus, immer nur Eichhörnchen, Hans im Glück, Friedrich Schiller. Aber das Rechteck im Album blieb leer. Oder frei für Phantasie, die aber in diesem Fall nicht recht greifen wollte. Ein Philosoph, herrje. Immerhin wappnete es mich für kommende Begegnungen mit gebildeten Leuten wie Zahnärzten und Klassenlehrern, die selten ausließen zu fragen: ach, mit Immanuel Kant verwandt? Verwandt? Aber nein, wir hatten doch nicht einmal ein Bild von dem Mann.

Im Kant-Museum von Kaliningrad haben sie natürlich Bilder. Zwei davon sind – jedes auf seine Weise – besonders bemerkenswert. Das eine stammt von dem berühmten Meister Hashimoto, heißt „Das Gewissen der Welt" und zeigt im traditionellen Stil der japanischen Lackmalerei Buddha, Sokrates, Konfutse – und Immanuel Kant. („Diese vier nur, keinen anderen, Schluß", sagt dazu mit energisch abschließender Handbewegung Professor Kalinnikow).

Das andere ist ein kleines Ölbild aus der Hand eines wohl mehr zweitklassigen zeitgenössischen Malers, welches den Aufklärer Kant gewissermaßen mitten bei der Aufklärung zeigt, einen Vorgang, den man ja sonst nicht so ohne weiteres ins Bild gesetzt sieht. Kant spricht zur Bevölkerung. Er hatte sich verpflichtet gefühlt, metaphysischen Spekulationen und panikartigen Ängsten entgegenzutreten, die sich in Europa ausbreiteten, nachdem am 1. November 1755 das bis dahin schwerste Erdbeben der Neuzeit die Stadt Lissabon zu zwei Dritteln zerstört und 30 000 Menschenleben gekostet hatte. „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Habe Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen." (Immanuel Kant in „Was ist Aufklärung?")

Fußball

Oder wollen Sie vielleicht zum Fußball gehen, das Fußballspiel betrachten?
Selbstverständlich wollen wir zum Fußball gehen. Das heißt, R., unsere hart arbeitende Übersetzerin, beurlauben wir lieber, zu deutlich die Abneigung gegen Fußball in ihrem Gesicht. Das heißt, D. interessiert sich den Teufel für Fußball, weiß jedoch, daß dort viele Menschen zusammenkommen, und auf die ist er aus mit seinen Objektiven. Vorläufig aber bleibt er noch neben mir sitzen, denn er hat den ehrgeizigen Plan entwickelt, einen der leibhaftigen Aktiven auf dem Rasen zusammen mit einer am gegenüberliegenden Stadionrand aufgestellten Fußballerskulptur in gleicher Schußhaltung aufs Bild zu bekommen. Das macht ihn erst einmal der Richtung wegen zum Anhänger der Gäste aus Kaunas, Litauische SSR. Aber „Baltika Kaliningrad", Spitzenmannschaft in einer der vier B-Liga-Staffeln, ist klar überlegen, technisch elegant, mit guten Pässen auf die Außen und herzhaften Schüssen aufs Tor. Um mit Sachkenntnis zu prunken, prognostiziere ich bald ein 6:1. Am Ende heißt es 3:2, denn die Männer aus Kaunas entwickeln Glück, während „Baltika" immer verspielter wird. Die Zuschauer, vielleicht 7000 an diesem Tag, scheinen es geahnt zu haben. Ihre Euphorie hält sich von Anfang an in moderaten Grenzen. Nur in der Westkurve, von der Miliz sorgfältig beäugt, sitzen ein paar Dutzend jugendlicher Fans, die hin und wieder frenetisch einen Chortext skandieren. In der Pause geht D. zu ihnen hinüber, um sie zu fotografieren und sie nach ihrer Losung zu fragen. Letzteres wäre eigentlich meine Arbeit, aber nun will ich bis zum Ende auskosten, was ich mir schon immer gewünscht habe: einmal im gepolsterten Sessel, die Kaffeetasse in der Hand, von der Ehrentribüne aus dem Spiel zusehen. D. erweist sich als Spielverderber. Sie riefen dort, teilt er mir mit, „alle Litauer sind Kröten!" Ach Fußball, wohin rollst du? Oder wie lautet hier die Frage?

Kaliningrad–Königsberg

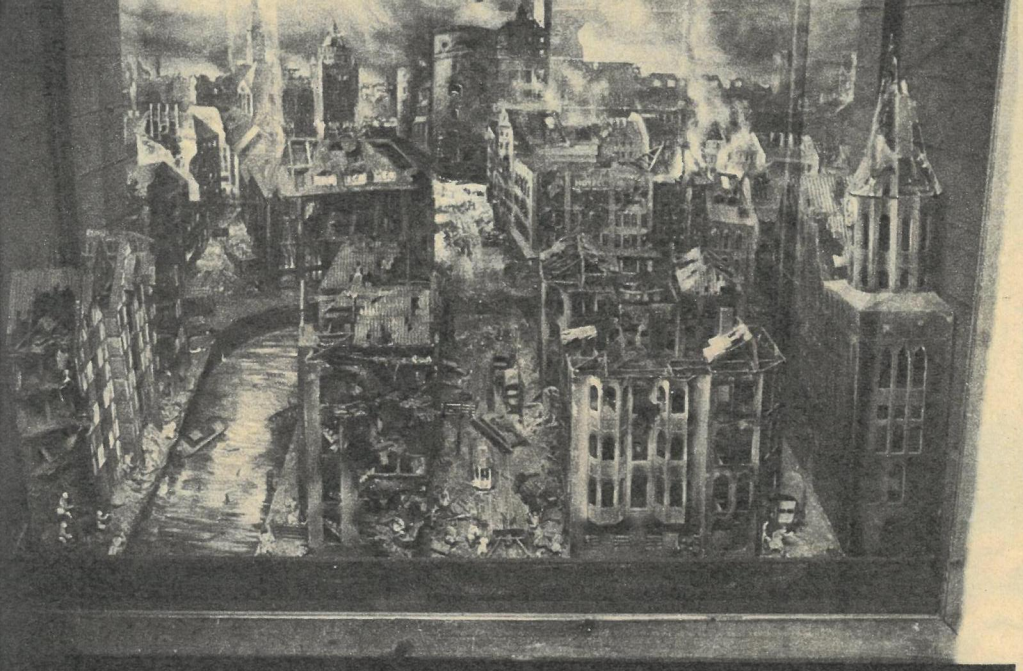
Wir sind nicht nach Kaliningrad gefahren, um Königsberg zu finden.
Und wir fuhren nicht hin mit dem Vorsatz, Königsberg zu übersehen – falls es sich zeigen sollte.

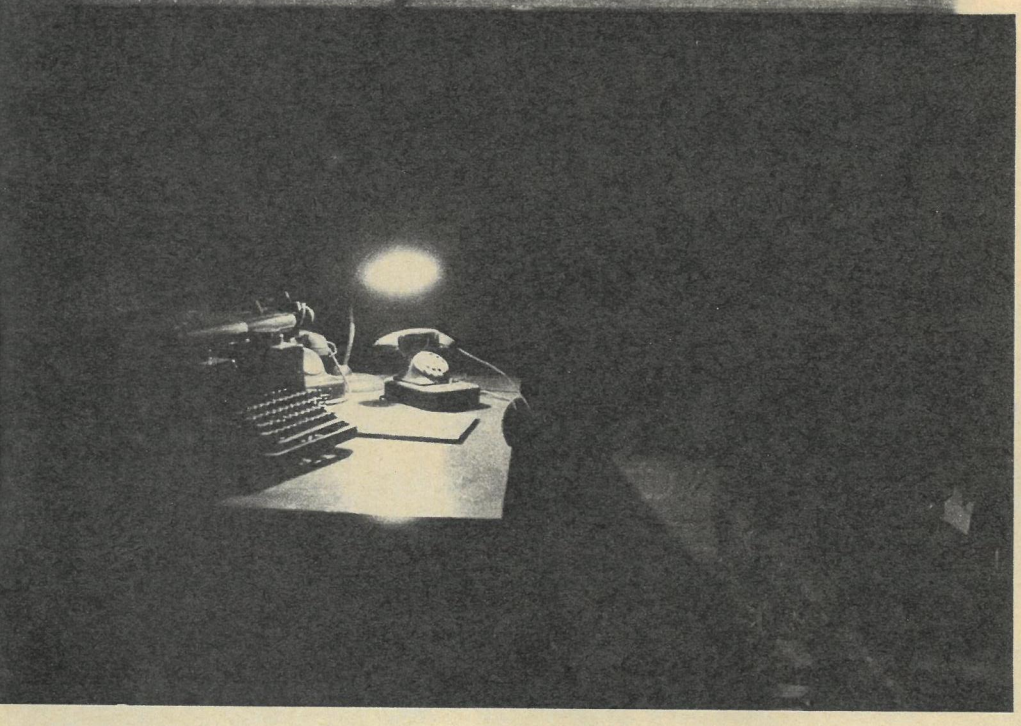
Die Gegenwart und die Wirklichkeit heißt Kaliningrad, Hauptstadt des gleichnamigen Gebiets, Teil der RSFSR; Königsberg – das ist Geschichte und ein wenig auch Legende.
Geschichte und Gegenwart, haben wir gelernt, sollten in lebendiger, womöglich nahtloser Verbindung miteinander stehen, eine natürliche Vereinigung bilden.
Manchmal aber, zu Zeiten, unter Umständen, zerreißt so ein Geweb, wird zerrissen unter Schmerzen.
Nicht mehr zusammenfügbar zu dem einen Ganzen, zum Original, jedoch heilbar und auch annehmbar, akzeptierbar in seinen Teilen.
Wer das erste bestreitet, ist ein gefährlicher, wer das zweite nicht tun mag, ein freundlicher Illusionär.

Der „Platz des Sieges" von Kaliningrad mit einigen alten erhalten gebliebenen Verwaltungsgebäuden (oben)
Westtribüne während des Fußballspiels zwischen „Baltika Kaliningrad" und „Inkaras Kaunas", Litauische SSR (oben rechts)
Ein grüner Gürtel, der die Innenstadt durchzieht, umschließt auch die „Bastion Astronomitscheski" (rechts).

(Der Chefredakteur der „Kaliningrader Prawda" wunderte sich, erzählt er, bei einem Besuch in der DDR nicht wenig über dargebrachte Diskretion).
Kaliningrad ist von Anfang an eine sowjetische Stadt; Königsberg war eine preußen-deutsche Stadt bis zu ihrem Untergang. So wie es die eine Stadt gibt, so hat es die andere gegeben auf diesem von den Ar-

41 МИН. ДРАНГИНИС-11 / 'ИНКАРАС'
50 МИН. РУДЬКО-13 / 'БАЛТИ
I
РАБОЧАЯ
СПАРТАКИАДА
ПРОФСОЮЗОВ
1988 1989
ЗАПАДНАЯ ТРИБ





Ankunft in Kaliningrad

men der Pregolja (Pregel) durchflossenen und gegliederten Territorium vierzig Kilometer östlich der Ostsee, die hier Baltisches Meer heißt.

Auch der Anfang und das Ende fallen zusammen, gehen ineinander über bis auf eine Niemands-Zeit und Nichts-Zeit, die sich langfristig umreißen ließe mit den Tagen vom Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 bis zur Kapitulation am Langen Tisch von Berlin-Karlshorst. Oder konkreter, zugespitzter, mit den drei Tagen der Erstürmung der zur Festung erklärten Stadt durch die sowjetischen Truppen im April 1945.

Als im Feuer verging, was die schweren vom 27. bis zum 30. August 1944 anhaltenden Bombardements durch insgesamt 800 Flugzeuge der britischen Royal Airforce noch überstanden hatte. Als der Herr General Lasch inmitten der Ruinen der schon unaufhaltsamen Katastrophe, die mit der vergänglichen Inschrift „Wir kapitulieren nie" übertüncht waren, dann doch kapitulierte. Als er am Abend des 9. April gegen 21.30 die sowjetischen Parlamentäre, Oberstleutnant Janowski, Hauptmann Fedorko und Hauptmann Spitalnik, empfangen und ihre Bedingungen anhören mußte.

Das Bunker-Arbeitszimmer des Heldenbeamten Lasch, der Königsberg „bis zum letzten Mann halten" sollte. Darüber: Kämpfe um das Stadtzentrum – im Bildmittelgrund das Schloß, im Vordergrund die Insel mit der Domkirche – im Diorama wiedergegeben

Der Bunker

Der Schauplatz, halb der Geschichte, halb der Gegenwart angehörig, im alten Zentrum der Stadt, einen mäßigen Steinwurf vom Neuen Gebäude der alten Universität entfernt, der Kommandobunker des Generals Lasch, fünf oder sieben Meter unter der Erde einundzwanzig zementene kleine Zimmer links und rechts des schmalen Korridors, ist erhalten, begehbar, als Museum eingerichtet. Ein paar Möbel, etwas Gerätschaft, Fotos und Schriftstücke an den Wänden. Das zünftig-spartanische Feldbett des Heldenbeamten, der von hier aus Krieg führt, Menschen opfert, per Telefon, als die Front schon über vierhundert Kilometer westwärts von hier verläuft, die sowjetischen Truppen schon an der Oder stehen. Auch die Schreibmaschine, auf der die in dürren ungerührten Worten gehaltenen Kapitulationsregularien (lernte man die Gestaltung von dergleichen Texten auch in irgendeinem Semester der Kriegsakademien?) getippt wurden. Wir notieren uns gerade noch Punkt 9: „Das Aufräumen noch haltender Stützpunkte ist Sache der russischen Armee". Aber dann müssen wir auch weiter, denn eine Schulklasse drängt lärmend nach, bestaunt vor allem die effektvoll beleuchteten pappenen Straßenkampfpanoramen.

Eine Fotografie vom Morgen des 10. April bleibt noch in der Erinnerung: Hohe sowjetische Militärs umstehen den General Lasch, irgendwie skeptisch dreinblickend, als sei ihnen ein Wesen begegnet, an dessen Existenz bis dahin doch leicht zu zweifeln war.

Nur zwölf Tage später fällt General Gurjew, dreiundvierzigjährig, bei den folgenden Kämpfen an der Küste. Gemeinsam mit 1200 Kämpfern liegt er im Ehrenmal der Stadt Kaliningrad begraben, auf dem die ewige Flamme mahnt. Auch mahnt an die untergegangene Stadt Königsberg.

Der zuständigen Stadträtin, die für die Zukunft vermehrten Besuch in der lange mehr oder weniger abgeschlossenen Stadt erwartet, darunter auch nostalgisch geprägten, rate ich auf ihre entsprechende, ein wenig verstimmt vorgebrachte Frage, sie möge die Stadtführungen nicht auf dem noch unfertig und daher allzu groß und beängstigend weitläufig wirkenden Zentralplatz beginnen lassen, sondern im Bunker des Generals Lasch.

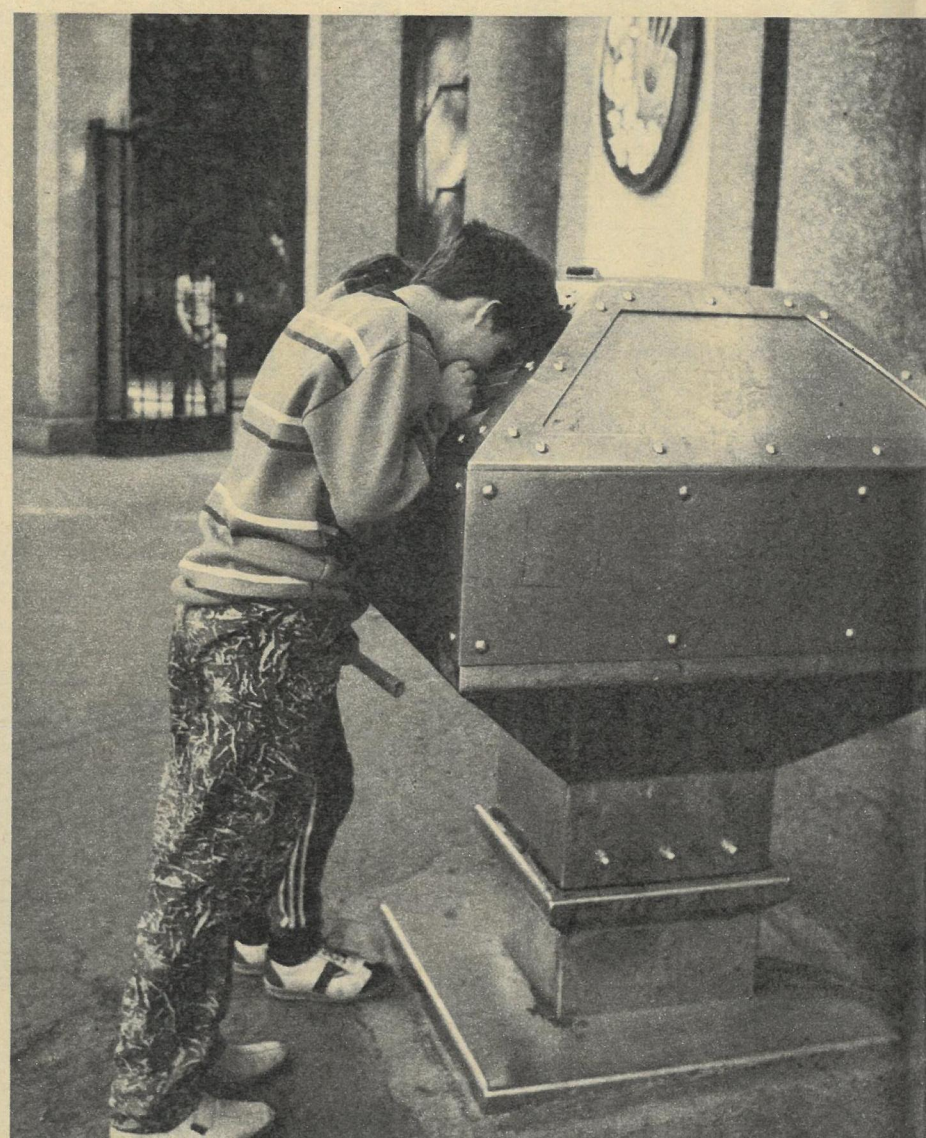
Mag schon sein, die Unbelehrbaren sammeln hier noch ein paar Brokken zu ihrem Heldenbild – für die Belehrbaren aber wird dies wohl der richtige Anfang sein.

Und dann? Gleich schräg hinüber ins werterhaltend, aber unschmuck hergerichtete Universitätsgebäude, in welchem die sehr liebe Olga Fedossowna (Krupina) so kenntnisreich, energisch, hingebungsvoll ihrem kleinen mit unendlicher Mühe und im wahrsten Sinne des Wortes zusammengetragenen Immanuel-Kant-Museum vorsteht, daß man sie in der Stadt heiter-respektvoll „die Witwe Kants" nennt?

Oder doch erst noch auf der inoffiziell Berlinka gerufenen Stadtrandödlandstraße hin zu der die Pregel (Pregolja) überquerenden Autobahnbrücke, deren eine Hälfte schräg niedergestürzt daliegt wie für alle Zeiten als ein Abbruch oder ein Torso der Geschichte?

Das Gesicht der Stadt?

Die leichte Verstimmung der Stadträtin, die ich zu verspüren glaubte, war, sofern überhaupt vorhanden, auf ein Mißverständnis zurückzuführen. Jemand im Raum hatte mich gefragt, wie ich denn die Stadt so fände, und um nicht mit einer Floskel zu kommen, hatte ich wahrheitsgemäß erwidert, ich könne das Gesicht der Stadt noch nicht richtig sehen, nicht erkennen. Es handelte sich dabei aber nicht um Kritik, denn man fuhr uns so tüchtig herum, wie es in den wenigen Tagen nur ging, sondern um Selbstkritik. Oder einfach um



Straßenbahnhaltestelle am Siegesprospekt (oben) und Eingang zum „Kalinin-Kulturpark“ (links). Für die Erhaltung von Kulturdenkmälern wird gesammelt und – gespendet.

Furcht. Um eine Angst, die noch wuchs, je länger ich tagsüber die Blicke herumjagen ließ und abends ältere und jüngere Stadtpläne und -ansichten drehte und wendete.

Wie fügte sich diese Stadt zusammen? Diese von allen konventionellen Sprengmitteln des Zweiten Weltkrieges ebenso wie von den Aufbaunotwendigkeiten und -möglichkeiten der Nachkriegszeit in der einen und in der anderen Weise gewaltsam geformte, auf rund 200 Quadratkilometern ausgebreitete, unübersichtliche Kommune? Diese von seegehenden Schiffen befahrene Hafenstadt ohne Hafenviertel? Diese um eine Mitte entstandene Stadt ohne Mitte? Diese Stadt, deren von den bekanntlich präzise zielenden Engländern verschonte alte Villenviertel auf eine City schließen lassen, die es nicht gibt? Der sich noch der Unvoreingenommenste mit Erwartungen nähert, die sie aus hundert schlimmen Gründen nicht erfüllen kann? Der der flüchtige Reisende zehn- oder zwanzigmal auf einer Seite Unrecht tun kann – weil er sie nicht erkennt und das Unbehagen gegen die Stadt kehrt statt gegen seine Blindheit? Der er j e d e n f a l l s Unrecht tut, wenn er nicht wenigstens erst einmal pauschal die Vielzahl und Vielfalt der Bäume, der Grünanlagen, der Springbrunnen, des Blumenangebots und vor allem die sorgsame Pflege erwähnte, der sich seit einigen Jahren die wenigen erhaltenen Bauten und anderen Denkmäler aus vergangenen Zeiten erfreuen.

Das Gesicht der Stadt – der glücklichere D. läßt sich samt fotografischer Ausrüstung mit bedenklichem Bauaufzug auf das seit beinahe unglaublichen neunzehn Jahren im Bau befindliche, mittlerweile immerhin höchste Gebäude der Stadt karren, das am Zentralplatz an der Stelle des früheren Schlosses also sehr mählich emporwächst und dereinst wohl den Gebietssowjet und andere Organe aufnehmen soll. Ich aber habe dem knappen Zeitplan eine geschlagene Stunde abgewonnen, in der ich Erkundung zu Fuß, Inspektion zu ebener Erde vornehmen will. Du liebe Güte, welch eine Errungenschaft. Wie die Käfer krabbeln R. und ich je eine halbe Stunde die eine Seite des meilenweiten Prospektes hinunter und die andere wieder herauf, dringen gewissenhaft in die im Erdgeschoß der gleichförmigen Wohnblocks gelegenen Geschäfte ein, besichtigen bemerkenswert frisches und duftendes Backwerk, sehen Verkäuferinnen die 5-Liter-Gläser mit Apfelsaft putzen, einmal kauft R. ein Säckchen grob gestoßenen Salzes, das sie mit nach Moskau nehmen will. Ihre alte Mutter, sagt sie, wird mit ihr schimpfen, daß sie nicht drei Säckchen genommen hat. Ihre Mutter hat einst mit ihr die mörderische Hungerblokkade von Leningrad überlebt. Auf der Straße an Bäumen und Hauswänden finden sich noch Zeugnisse des Wahlkampfes für die Deputiertenkammer, welchen in der letzten Stichwahl jener Ingenieur Obolenski mit gerade 50,3 Prozent für sich entschieden hatte, der sich später als Kandidat für das Präsidentenamt vorschlug, ohne besondere Fortune. Auf kleinen Klebezetteln warb er in volkstümlichen Reimen („Unser Wort ist klar wie nie/ dieses Mal wählen wir den Obolenski“ – in sehr freier Nachdichtung.) für sich. An einer Stelle fand sich aber auch ein viele Punkte umfassendes Sachprogramm, das ich gern mitgenommen hätte, hätte ich nicht gefürchtet, die 50,3 Prozent wären, meine Absichten mißdeutend, erschienen und mir in den Arm gefallen. Behalten habe ich, daß er sich für eine gleitende Anpassung der Renten, für freie Methodenwahl der Lehrer bei staatlicher Prüfung der Kenntnisse ihrer Schüler sowie gegen materielle Privilegien aufgrund von Dienststellungen ausspricht.

Am von polnischen Bauleuten errichteten Restaurant „Olsztyn“ lesen wir noch, daß die Gastronomen gerade eine „Dekade der Qualität“ durchführen, und dann müssen wir aber wirklich zurück. D. ist unterdessen triumphierend vom vorläufigen Dach des höchsten Bauwerks herabgefahren und meint, daß er zu einiger Übersicht gelangt ist, was wir ihm neiden, was uns aber auch tröstet, denn schließlich sind wir ja für eine i l l u s t r i e r t e Zeitschrift tätig.

Fernsehen

Fernsehen haben wir auch. Den zahlreichen Disputationen, die viel Sendezeit einnehmen, kann ich wegen ärmlicher Sprachkenntnisse nicht weit folgen. (Wollen die Hersteller des Kleinwagens „Oka I“ so etwas wie Volksaktien ausgeben?) Aber die ansehnlicheren und anschaulicheren Dinge verstehe auch ich einigermaßen. Einmal wird ein großes schönes Haus, am Wolga-

Don-Kanal gelegen, vorgestellt, Korridore, Säle, Zimmerfluchten. Aber keine Leute. Leonid Breshnew habe dort zwei- oder dreimal übernachtet, erklärt der Sprecher.

Aus Moskau wird seit Tagen erst von der Vorbereitung und dann von der Durchführung der ersten Miß-Wahl der UdSSR berichtet. Die Mädchen kommen aus allen Himmelsrichtungen des großen Landes, und sie sind selbstverständlich alle schön. Eine ist lieb, eine ist Vamp. Und die Zwischenlagen. Der Conferencier, nervös, wie offenbar auch der Regisseur, zitiert Dostojewski, „Die Schönheit rettet die Welt", und fügt hinzu, der besondere Wert der Schönheit liege darin, daß wir sie nicht erzwingen, herbeiführen können, sondern nur Gott sie verleihen könne. Darin werden einige der Firmen, die später Sonderpreise stiften, wie „Pollena", nicht ganz mit ihm übereinstimmen. Und mit dem Hersteller von Nobel-Uhren und -Schmuck „Cartier" werden die Veranstalter sowieso Trouble bekommen, denn während der akustisch durchaus verfolgbaren Preisübergabe irrt die Kamera im Saal umher wie auf der Suche nach mitschreibenden Delegierten. Viel Beifall erhält die Vorsitzende der Jury, als sie ungefähr sagt, es sei gut und höchste Zeit, die Frau wieder mit anderen Augen

zu sehen, sie anzusehen als schönes, zerbrechliches Geschöpf, nachdem man sich schon fast daran gewöhnt hat, sie als Asphaltgießerin auf der Straßenbaustelle anzutreffen.

Teil 2 folgt. Wir danken der Zeitschrift „Ogonjok" für ihre Unterstützung.

Ankunft in Kaliningrad

Vom noch unvollendeten neunzehnetagigen „Haus der Sowjets" fotografiert: Der Seehafen von Kaliningrad im Westen

● Kurz berichtet

Die erste Halle einer neuen Produktionsstätte für Tatra-Straßenbahnen konnte kürzlich in der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag übergeben werden. Nach seiner Fertigstellung soll das neue Werk jährlich rund 1700 Triebwagen bauen.

Sowjetische Geologen entdeckten in der Nähe von Tscheljabinsk ein neues Mineral, für das die Internationale Vereinigung für Mineralogie (IMA) den Namen „Swjatoslawit" (nach einem sowjetischen Geologen) bestätigt hat.

Künstler aus zahlreichen Ländern beteiligten sich an der internationalen Karikaturenausstellung „Ozon 89" in Sofia, die vom bulgarischen Komitee für Umweltschutz und der Agentur Sofiapress organisiert worden war.

Am Fluß Dimbovita, acht Kilometer von Bukarest entfernt, wurde mit dem Bau eines neuen Hafens für die rumänische Hauptstadt begonnen, dessen 165 Meter langer Kai von Schiffen mit einer Tragfähigkeit bis zu 2000 Tonnen angelaufen werden kann.

Die Darbietungen im Zirkus der koreanischen Hauptstadt Phjòngjang werden an fünf Abenden in der Woche jeweils von 1600 Zuschauern besucht. Der Andrang ist so groß, daß momentan ein weiteres Gebäude für Zirkusvorstellungen errichtet wird.

„Die Welt im Relief" ist der Titel einer Ausstellung, die in der Moskauer Republiksbibliothek für Blinde gezeigt wird. Die Einrichtung – eine von 69 ihrer Art in der RSFSR – zählt mehr als 16 000 Leser.

In China wird in diesem Jahr auf einer Million Hektar Land Tee angebaut, das macht 45 Prozent der Gesamtfläche an Teeplantagen auf der Welt aus. Hinsichtlich der Erntemenge nimmt China jedoch nach Indien nur den zweiten Platz ein, weil die Erträge mit 450 bis 500 Kilogramm je Hektar verhältnismäßig niedrig sind.

Aus den Wasserpflanzen des Balatons können – wie ungarische Biologen und Chemiker feststellten – Substanzen für Kosmetika gewonnen werden, die die menschliche Haut regenerieren und die Nerven beruhigen sollen. Voraussetzung für eine industrielle Nutzung ist jedoch eine systematische Erforschung der Vegetation des Sees.

Die Kohle und die Kumpel

Bilder, die man zuvor hierzulande nicht gesehen hatte: Bergarbeiter aus dem Donezker Gebiet fuhren nicht mehr in ihre Schächte ein. Es begann am 10. Juli in einer Grube von Meshduretschensk im Gebiet des sibirischen Kemerowo, als 344 Arbeiter die Arbeit niederlegten. Am nächsten Tag waren es 15 900 Kumpel in 10 Betrieben, die über Tage blieben, und am 17. Juni ruhte die Arbeit in 158 Betrieben mit 177 682 Bergleuten. Das war die Dynamik der Streikentwicklung im Gebiet Kemerowo, wo der geschätzte Schaden über 65 Millionen Rubel beträgt. Vom Kusnezker Becken griff der Streik auf das ukrainische Donezk-Becken über, in dem 300 000 Kumpel in den Ausstand traten, auf die Gruben in Rostow am Don, in das kasachische Bergbaugebiet Karaganda, in die Gruben nördlich des Polarkreises bei Workuta in der ASSR der Komi... Es war, wie Michail Gorbatschow vor dem Obersten Sowjet sagte, die schwerste Prüfung des Landes seit Beginn der Umgestaltung: Der Konflikt nahm die Maßstäbe eines gesamtnationalen Konflikts und die Formen einer politischen Krise an, weil sowohl im Zentrum wie an der Basis auf akute Fragen der Bergarbeiter nicht rechtzeitig reagiert worden sei.

Die von den Regierungskommissionen und den Vertretern der Arbeitskollektive bzw. den Streikkomitees unterzeichneten Protokolle widerspiegeln die Probleme, die zu lösen sind: Das Dokument von Kemerowo umfaßt allein 35 Punkte. Bereits ab 1. August in Kraft ist ein Zuschlag für Nachtarbeit, wurde der Lohnkoeffizient erhöht, trat in allen Bergbauregionen eine neue Rentenversorgung in Kraft, wird werktätigen Frauen mit Kindern mehr Fürsorge zugesichert, ist der Jahresurlaub verlängert worden. Länger dauern dürfte allerdings die Lösung anderer Fragen wie beispielsweise der katastrophalen Wohnungssituation und der völlig unzureichenden medizinischen Betreuung. Wie Ministerpräsident Ryshkow jedoch den Bergarbeitern versicherte, arbeitet die Regierung intensiv an einem Beschluß zu allen Problemen der produktionstechnischen und sozialen Entwicklung der Kohleindustrie. Nach Einschätzung der Kohlearbeiter-Gewerkschaft werden allein im Gebiet Kemerowo für die dringend notwendigen sozialen Aufwendungen 100 Millionen Rubel pro Jahr gebraucht. Natürlich liegt den sozialen Spannungen auch die unzureichende Versorgung mit Grundnahrungsmitteln und Waren des täglichen Bedarfs – im Kohlerevier mangelt es an Seife und Waschmitteln – zugrunde. In den Vereinbarungen wurde festgelegt, zusätzlich Fleisch, Butter, Zucker und Tee sowie bestimmte Industriewaren in die Bergbaugebiete zu liefern. Doch dabei wird in Moskau auch immer wieder betont, daß wegen des unbefriedigenden Zuwachses der Lebensmittelproduktion vorerst im Lande mehr Waren nicht zur Verfügung stehen, es keine zusätzlichen Möglichkeiten der Versorgung gibt. Vizepremier Leonid Abalkin brachte das auf die anschauliche Formel: „Die eine Hand kann nur ausgeben, was die andere bereithält."

Es wäre aber grundsätzlich falsch, wird in sowjetischen Pressekommentaren betont, den Streik ausschließlich auf diese Seiten zu reduzieren, obwohl gerade sie die Emotionen besonders erregten. Eine Analyse der Listen mit den Forderungen der Bergarbeiter zeige, daß der Kernpunkt im Eintreten der Kohlekumpel für die wirtschaftliche Selbständigkeit der Betriebe bestehe – und damit für die Möglichkeit, durch eine bessere Wirtschaftsführung mehr für sich und ihren Staat zu schaffen und die brennenden sozialen Fragen schneller lösen zu können. Das gewichtige Wort der Arbeiterklasse wird, so Michail Gorbatschow, sicher alle sowohl im Zentrum als auch vor Ort und in den anderen Wirtschaftszweigen zum Nachdenken anregen.

Paul Wurche (Text)
TASS/A. Kuzjarin (Fotos)

Ein Werk voll Traditionen

Auskunft für FREIE WELT gab Marian Čalfa, Minister der Regierung der ČSSR.

Das Jugendwerk der Deutschen Demokratischen Republik und der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik ist unterzeichnet und ratifiziert. Es knüpft an das traditionelle Zusammenwirken der Jugendverbände unserer Länder an. Worin sehen Sie die Bedeutung einer neuen vertraglichen Regelung dieser Beziehungen?

Das Jugendwerk zielt auf eine wesentliche Verbreiterung des Zusammenwirkens entsprechend den neuen Anforderungen der gesellschaftlichen Entwicklung. Bei seiner Erarbeitung haben wir uns unter anderem auf die Grundsätze des Abkommens über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen der ČSSR und der DDR von 1977 gestützt und diese ganz wesentlich weiterentwickelt. Die besondere Bedeutung des Jugendwerks sehen wir darin, daß es der auch bisher üblichen Zusammenarbeit die tatkräftige Unterstützung der Staatsorgane, Betriebe und Institutionen und nicht zuletzt der in der Nationalen Front zusammengeschlossenen gesellschaftlichen Organisationen sichert.

Treten der Sozialistische Jugendverband der ČSSR (SSM) und die Freie Deutsche Jugend damit in den Hintergrund?

Nein, wir gehen auch weiterhin davon aus, daß der Schwerpunkt des Zusammenwirkens in den engen Beziehungen zwischen beiden Jugendverbänden liegen muß. Wir erwarten sogar eine bedeutende Erweiterung der Zusammenarbeit, und zwar in allen Bereichen, sowie eine stärkere Teilnahme der Jugend beider Länder an gemeinsamen Vorhaben.

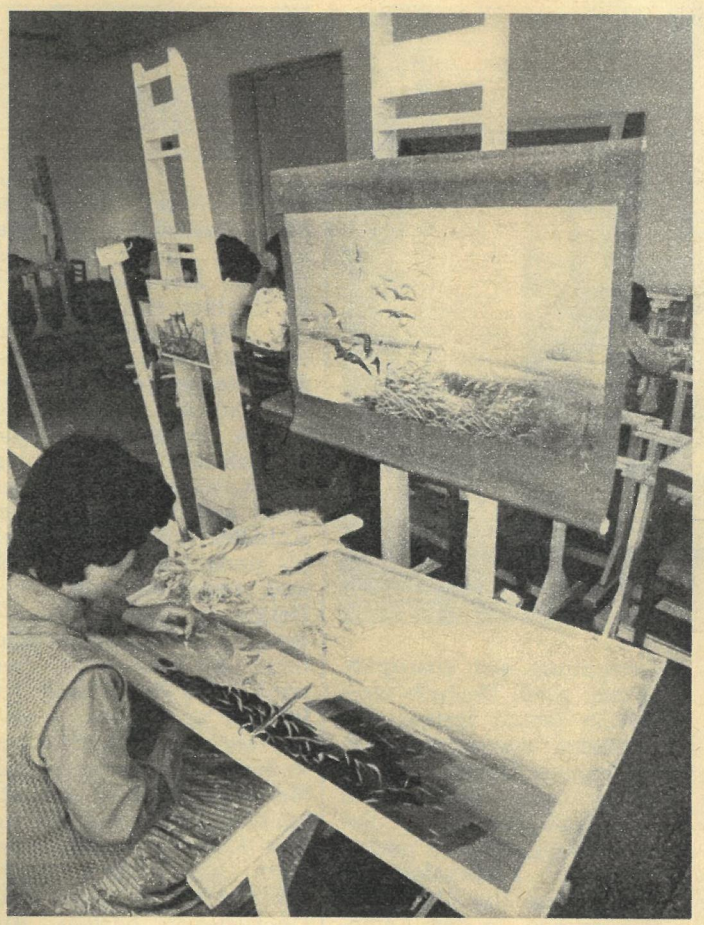
Die Möglichkeiten, die das Jugendwerk bietet, sind also außerordentlich vielfältig. Welche seiner Festlegungen halten Sie für besonders wichtig?

Das Jugendwerk ermöglicht breitere und konkretere Formen der Zusammenarbeit als das Abkommen zwischen SSM und FDJ von 1985. Im neuen Vertrag ist ein breites Spektrum von Aktionen festgeschrieben, und das bezieht sich auf alle Jugendlichen, nicht nur auf die SSM- und FDJ-Mitglieder. Wir haben vereinbart, im Rahmen unserer Möglichkeiten die Entwicklung der Aktivität der jungen Leute auf politischem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet zu unterstützen. Große Bedeutung messen wir ganz betont der ideologischen Erziehung bei, dem sozialistischen Internationalismus und dem Kennenlernen der beim jeweiligen Partner angewandten Formen und Methoden. Neu werden Studienaufenthalte und Begegnungen junger Abgeordneter aller Ebenen sein. Direktbeziehungen zwischen Betrieben, Genossenschaften und anderen Organisationen in Industrie und Landwirtschaft sollen das Zusammenwirken in Produktion, Wissenschaft und Technik qualifizieren.

Paragraphen sind das eine... Welche Schritte sollten jetzt unternommen werden, um die ihnen zugrunde liegenden Gedanken so schnell wie möglich zu verwirklichen?

Natürlich beginnen wir nicht auf der „grünen Wiese". Wir gedenken, die bereits vorhandenen und erprobten Mechanismen bei der Umsetzung des jetzt ratifizierten Vertrages zu nutzen. Notwendig ist, daß die entsprechenden Partner miteinander die konkreten Verfahren abstimmen. So, wie das bereits am Tage der Unterzeichnung des Jugendwerks vom ZK des SSM und dem Zentralrat der FDJ gehandhabt wurde, die einen Vertrag über die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit unterschrieben. Danach sollen Direktbeziehungen der Jugendorganisationen von ČKD Prag, Tesla Brno, Teslo Roznov und anderen mit ihren Partnern in DDR-Betrieben aufgenommen werden.

Interview: Günter Gensicke

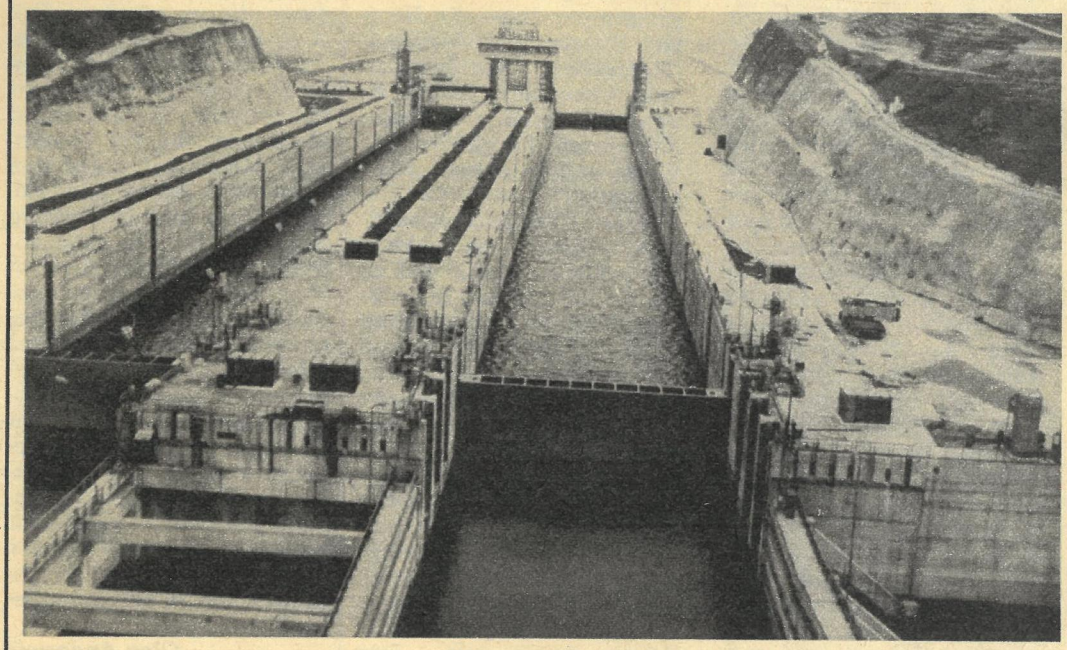


Sieger-Seide

Wahre Kunstwerke entstehen im Phjòngjanger zentralen Institut für „Seidenmalerei", wie die Seidenstickerei im Koreanischen bezeichnet wird. Das Institut ist zugleich Ausbildungs-, Forschungs- und Produktionsstätte. Die 400 Stickerinnen schufen u. a. die Siegerpreise für die Sportwettkämpfe der 13. Weltfestspiele der Jugend und Studenten.

Kanal-Kraftwerk

Kleinkraftwerke mit fünf Megawatt Leistung entstanden an beiden Seiten der Schleuse von Cernavoda am Donau-Schwarzmeer-Kanal. Aufgrund der Abmessungen dieser Doppelschleuse ist der Kanal für Hochseeschiffe bis 5000 t Tragfähigkeit passierbar. Der Wasserspiegel des Schwarzen Meeres liegt sieben Meter unter dem der künstlichen Wasserstraße.



Fisch-Fight

Eine Stunde lang kämpfte Ferenc Parrag am westungarischen Fluß Raba mit diesem Riesenwels. Nur mit Hilfe seines Stiefbruders (links) hatte er schließlich Erfolg. Der kapitale Fisch, 2,25 Meter lang, wog immerhin 60 Kilogramm.

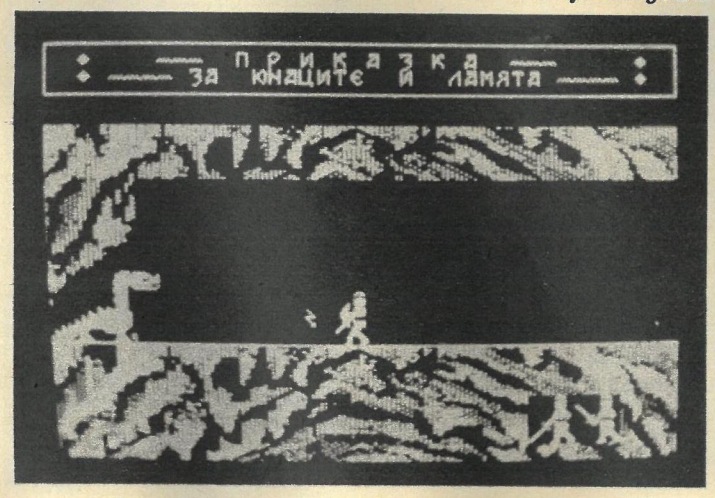
Debüt-Dirigent

Juri Temirkanow ist neuer Chefdirigent der Leningrader Philharmonie. Der fünfzigjährige Künstler trat die Nachfolge des weltberühmten Dirigenten Jewgeni Mrawinski an, der den Klangkörper bis zu seinem Tode im Januar 1988 fünfzig Jahre lang geleitet hatte.

Drachenkampf am Computer

Den Recken, der mit dem Drachen kämpft, kennen bulgarische Kinder heutzutage nicht mehr nur aus Märchenbüchern. Er begegnet ihnen neuerdings auch auf Computerbildschirmen (Foto unten). Moderne Rechentechnik und Legenden aus grauer Vorzeit interessieren die Jüngsten dabei gleichermaßen, wie Anton Chlebarow weiß. Als er sich die alten Geschichten von Recken, Drachen und goldenen Äpfeln besah, entdeckte der Computer-Fachmann in ihren Handlungen Spielideen. Ohne faule Tricks verwandelte er daraufhin die Volksmärchen in Software, die nun dem Drachen und seinen Gegenspielern ein zweites, digitales Leben einhaucht. Chlebarow ist nicht nur Autor solch märchenhafter Spiele, er betreut auch talentierte Schüler im Computerklub des Sofioter Pionierpalastes. Gegründet wurde der Klub vor fünf Jahren, und seitdem haben dort mehr als 1200 Jungen und Mädchen im Alter von acht bis fünfzehn Jahren gelernt, wie man sich eines Elektronenhirns bedient. Der Klub verfügt über 23 Rechner, und für die kleinen Leute ist die Versuchung, sich auszuprobieren, groß. Deshalb werden in jedem Herbst alle Bewerber erst einmal aufgenommen. Nach und nach merkt dann jedes Kind selbst, ob ihm diese Beschäftigung Spaß macht. Natürlich berücksichtigen die Betreuer das Alter ihrer Schützlinge. In den Anfängergruppen lösen die Jüngsten Puzzles und Mathematikaufgaben. Fortgeschrittene versuchen, selbst zu programmieren, während die besten Mitglieder des Klubs, angeleitet vom „Märchenonkel" Anton Chlebarow, auf Bestellung didaktische Spiele entwickeln. Zwei davon wurden auf einer Leistungsschau des wissenschaftlichen und technischen Schaffens der Jugend in Plowdiw ausgezeichnet. Das bislang unterhaltsamste Spiel entwickelte Georgi Dotschew, der zu den Gründungsmitgliedern gehörte. Er nannte es „Magische Quadrate" – eine Art Rubik-Zauberwürfel, allerdings nur zweidimensional. Dennoch beißen sich zuweilen selbst Experten die Zähne daran aus. „Das Computerspiel" heißt ein Buch, das die Leiterin des Klubs, Malena Iliewa (Foto oben), über ihre Erfahrungen bei der Arbeit mit den Schülern schrieb – natürlich auf einem Computer.

Petja Gergowa



Drei Schichten für Dogge Feb

Der 29jährige Anatoli Beloussow – Übungsleiter für alpines Wandern, Mitglied des Gelendshiker Überwachungs- und Rettungstrupps, Marathonläufer – ist Züchter einer vierjährigen Tigerdogge. Sie hört auf den Namen Feb und besitzt einige geniale Eigenschaften. Als Ende vorigen Jahres in Armenien das schreckliche Erdbeben losbrach, hielt es die beiden nicht mehr zu Hause. Per Anhalter schlugen sie sich bis nach Leninakan durch und begannen mit einer Bergungs- und Rettungsaktion, die bei vielen Betroffenen unvergessen bleiben wird. „Auf der Straße ließ ich mir von Leuten sagen, wo sie ihre Angehörigen verloren hatten", erzählt Beloussow. „Dann machte ich mich mit Feb an die Arbeit. Kaum begonnen, fand mein Hund eine Stelle, an der wir wenig später drei Überlebende bargen. Auf diese Weise arbeitete Feb zehn Stunden lang, für einen Spürhund fast das Dreifache einer normalen ‚Arbeitsschicht'. Er fand dabei Menschen, die bis viereinhalb Meter tief unter den Trümmern lagen. Nur selten gönnte sich Feb, völlig erschöpft, für ein paar Minuten ein bißchen Schlaf." Vom armenischen Komsomol-Zentralkomitee hat Beloussow nun ein Zertifikat erhalten, in dem geschrieben steht: „Anatoli Jefimowitsch Beloussow nahm mit seinem Diensthund, genannt Feb, an den Hilfsaktionen für die Erdbebenopfer in Leninakan und Spitak teil. Mit Hilfe seines Hundes wurden 414 Menschen gefunden und 76 von ihnen lebend geborgen."

Oleg Andrejew

„Janmaat" aus Prag

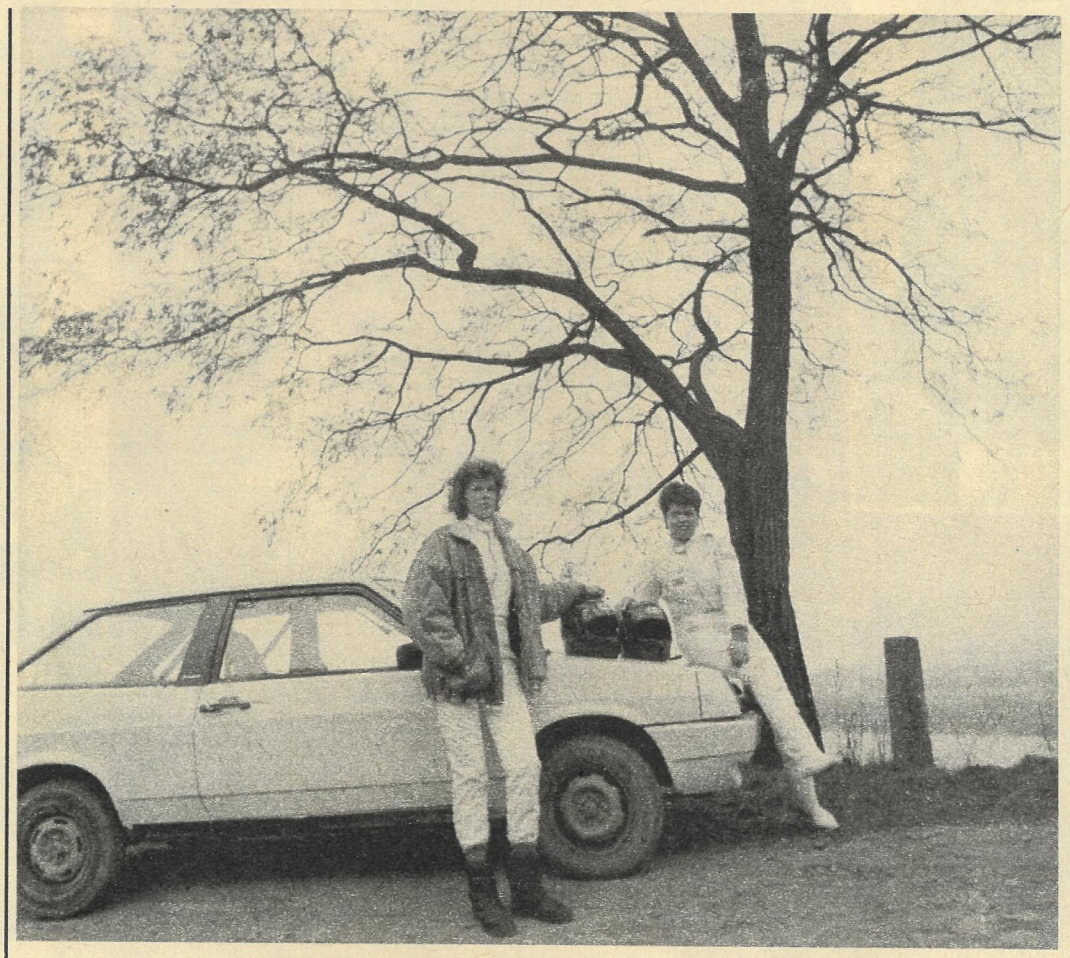
„Janmaat", der Scherzname für Matrosen auf Segelschiffen, wird gelegentlich noch heute für Besatzungsmitglieder moderner Frachter verwendet. Auch in Orten der ČSSR fernab von der hohen See sind Angehörige dieser Zunft zu Hause. Sie fahren auf Überseeschiffen, deren Heimathafen laut Register „Prag" ist. Allerdings können die Seefahrzeuge unter der blauen Reedereiflagge mit weißem Kreis und fünfzackigem roten Stern niemals die Kais der Moldau-Metropole anlaufen. Beladen, gelöscht und ausgerüstet werden sie in Hochseehäfen anderer Länder. 1959 – also vor nunmehr 30 Jahren – wurde der Volkseigene Betrieb Tschechoslowakische Hochseeschiffahrt (ČNP) gegründet. Heute verfügt dieses Unternehmen über 18 Einheiten mit einer Gesamttonnage von 222 204 BRT. Damit ist die ČSSR-Handelsflotte nach der schweizerischen die zweitgrößte aller Binnenstaaten. Wenn der Bestand im internationalen Vergleich auch ziemlich begrenzt ist, so sind die eigenen Seefahrzeuge für den Außenhandel jedoch von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Das hochentwickelte Industrieland mit seiner unzureichenden Rohstoffbasis ist weitgehend auf einen kostengünstigen Beschaffungstransport angewiesen. Andererseits gilt es, Produkte der heimischen Industrie auf die Märkte der Welt zu bringen. Allein im Jahr 1988 ließ die zuständige ČSSR-Transportfirma Čechofracht rund 796 000 Tonnen Außenhandelswaren mit Fahrzeugen der eigenen Flotte oder der Deutfracht/Seereederei über die Meere befördern. Seit 1962 nutzt das Nachbarland auch die DDR-Häfen Rostock und Wismar für seine Transitgüter. Mancher „Janmaat" heuerte in letzter Zeit auf einem noch farbfrischen Neubau an, denn ein Entwicklungsprogramm für die Jahre 1988 bis 1990 gilt der Modernisierung des Schiffsbestandes. In diesem Zeitraum stellte ČNP elf neue Stückgut- und Massengutfrachter in Dienst. Als erste Einheiten verstärkten im vorigen Jahr die beiden Stückgutfrachter „Vltava" und „Otava" (Foto oben) mit je 6425 BRT die Flotte. Ihre Taufe erhielten sie in einer chinesischen Werft. Das derzeit größte Schiff, die in Jugoslawien gebaute „Vitkovice", wurde der Prager Reederei im April dieses Jahres übergeben.

Manfred Radloff

Der Unsichtbare

Beginn der 40er Jahre lief in den USA ein Film an, in dem ein unsichtbarer Agent für Verwirrung in den Reihen deutscher Faschisten sorgt. Wie würde man heute einen Film aufnehmen, in dem ein Unsichtbarer mit den schlechtesten Absichten in eine Welt eindringt, die die Waffen aus der Hand zu legen und dem Gegner Vertrauen entgegenzubringen wünscht? Der Bomber B 2 wird „Stealth" genannt, weil er mit einer „Tarnkappen"-Legierung heimlich und hinterrücks den Gegner überraschen und die atomare oder konventionelle Fracht verschießen kann, ohne selbst geortet zu werden. Die Auftraggeber des heimtückischen Unsichtbaren stehen sehr sichtbar im Licht der Öffentlichkeit. Sprecher der US-Regierung verheimlichen nicht, daß dieser Bomber im Verein mit anderen Stealth-Waffentechnologien für Raketen, Jagd- und Aufklärungsflugzeuge seine Funktion in „spezifischen Kriegsplänen für die Zukunft" erfüllen soll. Wie müssen sich eigentlich die US-Unterhändler bei den START-Verhandlungen fühlen, wenn sie über die Halbierung der strategischen Kernwaffenpotentiale sprechen, gleichzeitig jedoch wissen, daß die USA den bisher höchsten Stand der Kriegsführungsfähigkeit in Friedenszeiten erreicht haben und diese, auch nach Festlegung von Abrüstungsschritten, in den 90er Jahren noch steigern wollen? Konnte man bei einigen Waffenarten den defensiven Zweck noch erkennen, so zeigen sich Waffensysteme à la Stealth in ihren strategischen Dimensionen als eindeutig offensiv. Das B 2-Programm „hat keine klare Funktion, außer der, Rüstungskontrolle zu gefährden", artikulierte die Abgeordnete Barbara Boxer das Unbehagen vieler im US-Kongreß. Doch das teuerste Flugzeug aller Zeiten – an die 750 Millionen Dollar – gilt dem US-Präsidenten Bush als Voraussetzung für eine START-Einigung, weil es wegverhandelte Waffen kompensieren soll. Womit wir wieder beim Unsichtbaren sind, der in eine friedens- und abrüstungsbereite Welt Mißtrauen trägt und, weit schlimmer, dem Bedrohten die ungewünschte Verpflichtung aufbürdet, sich dieses Phantoms zu erwehren.

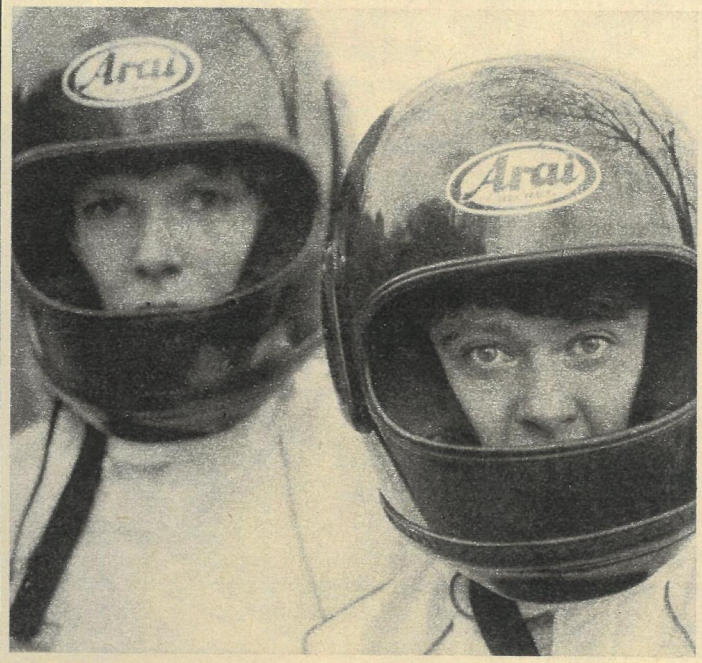
Hans Bergmann



Abenteuer auf drei Rädern

Ilona Ališauskiene (32) und Ruta Krigštaponiene (28), beide aus Kaunas, sind Rallyefahrerinnen. Die Ältere sitzt am Volant, die Jüngere ist Copilot. Heute heißt das Fahrer I und Fahrer II, weil auch der sogenannte Copilot immer in der Lage sein muß, den Wagen als Fahrer zu übernehmen. Ilona hat (mit Auszeichnung) die Fakultät für Mechanik des Polytechnischen Instituts absolviert. Ruta begann in einer Art wissenschaftlich-technischer Stellung bei einem Kfz-Reparaturdienst, wollte zwar in ihrer Jugendzeit einmal Schauspielerin werden, „aber die Anziehungskraft des Autos war stärker". Beide sind die ersten weiblichen Rallyefahrerinnen der Sowjetunion, die bei internationalen Rennen ihre Visitenkarte abgegeben haben: „Kormoran"-Rallye in Polen, LADA-Rallye in der UdSSR, voriges Jahr „Tunturi-Arktik" und „1000 Seen" in Finnland. Von den Erfolgen der einstigen Vizeweltmeisterin Michelle Muton träumen Ilona und Ruta nur, „aber wir treten immer an, um ein Rennen bis zum Ende mitzufahren und dabei auch ein paar Männerequipen unsere Rückleuchten zu zeigen". Sie können ein Lied davon singen, was sie als „Frauen am Steuer" schon alles durchgemacht haben. „Als ich begann", erzählt Ilona Ališauskiene, „sagten mir erfahrene Rallyefahrer mit einem mitleidigen Lächeln, ich solle lieber nach Hause gehen und der Mama beim Eierkuchenbacken helfen. Der Rennsport sei Männersache, basta!" Solcherlei Einstellung gehört inzwischen der Vergangenheit an, „man macht uns des öfteren sogar echte Komplimente". Was allerdings nicht ausschließt, daß die Männer immer noch frotzeln, wenn bei den Damen mal etwas schiefgeht. Bei der Rallye „1000 Seen" stellte Ilona plötzlich fest, daß das Benzin zur Neige ging. Ein paar Meter hinterm Zielstrich blieb der Wagen mitten auf der Straße stehen. „Was stehen Sie hier herum!" schimpfte ein hinter den beiden eingekommener Franzose. „Benzin ist alle." Was dann kam, wird Ruta nie vergessen: „Das kann nur Weibern passieren!" Gleichwohl haben sich die Damen aus Kaunas von Jahr zu Jahr mehr Respekt verschafft. Auch wenn beide – wie einmal bei einem Training – unversehens im Garten eines Bauernhofes landeten, sie bei einem Rennen in Finnland den auf gebrochenem Kissen ruhenden Motor unter der Haube mit einem Strick festbanden und kurz darauf acht Kilometer nur noch auf drei Rädern fuhren. „Als das die Herren der Schöpfung sahen, fielen sie fast in Ohnmacht – dann halfen sie uns aus der Klemme."

Andrej Bataschow



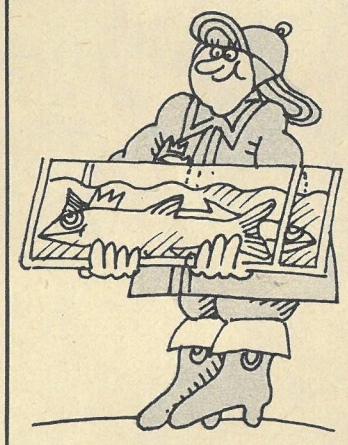
● Gut gesagt

Die Lösung der Probleme der wissenschaftlich-technischen Revolution ist ein Prozeß mit zwei Seiten. Einerseits müssen die jungen Leute mutiger angreifen, andererseits muß man ihnen mehr Vertrauen schenken.

Iwan Dimow, Energetiker, Assenowgrad, UdSSR

● Am Rande

Ichthyologen ist es gelungen, die im Delta des Kaspi-Sees praktisch verschwundenen Vertreter der Störfische, die Welslachse, zu retten. Im Volksmund einst als „Königsfisch" bekannt, wird er jetzt von drei Brutbetrieben im Gebiet Astrachan gezüchtet. – Das setzt dem Fisch die Krone auf!



● Persönliches

Vater, Sohn und Enkel, alle drei unter dem Namen MIHÁLY SZABÓ bekannt, bilden in Karcag unweit der ungarischen Pußta Hortobagy eine regelrechte Töpferdynastie. Ihre künstlerischen Ton-Schöpfungen wurden mit zahlreichen Diplomen und Preisen ausgezeichnet.

Der tschechoslowakische Kinderstar DARINKA ROLINKOVA – einst Gesangspartnerin von Karel Gott – hat jetzt mit 15 Jahren begonnen, solistisch zu arbeiten. Sie kann bereits auf erste Erfolge verweisen.

Der sowjetische Amateur-Konstrukteur VIKTOR SCHUWAJEW baute einen Flugdrachen, der mit einem einfachen Bootsmotor ausgerüstet ist. Dieser Apparat entwickelt eine Geschwindigkeit von 100 Kilometer pro Stunde und fliegt bis in eine Höhe von 4000 Metern.

Die rumänische Folklore-Sängerin DANIELA CONDURACHE ererbte den Großteil ihres Liedschatzes von Mutter und Tante. Es sind uralte Liebes-, Hochzeits- und Soldatenlieder, mit denen sie bereits in Bulgarien, Ungarn, Italien, Jugoslawien und der UdSSR gastierte.

Redaktion: A. Böttcher, G. Wehrmann; Fotos: ZB/ČTK, ZB/Hiekel, ZB/Agerpress, ZB/MTI, ZB/TASS, Sofiapress/Achtopodow/Chubenow, Repro, Archiv/Radloff, W. Safronow (2); Vignette: D. Schüler.

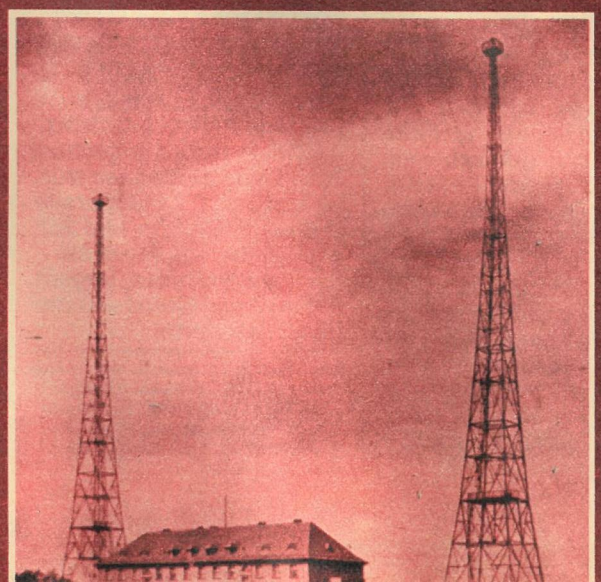
Die ehemalige Radiostation Gleiwitz – heute Erinnerungsstätte an den faschistischen Überfall 1939

Nach zehnstündiger Bahnfahrt Ankunft in Gliwice. Der späte Abend ist zusätzlich mit schweren Regenwolken verhangen. Wohnen werden wir in Katowice, etwa eine dreiviertel Autostunde entfernt. Das neue Hotel von Gliwice sei total ausverkauft. Studenten, Arbeiter, Techniker und Dienstreisende gäbe es hier en gros, erklären mir die Kollegen der Warschauer Bruderzeitung. Was hilft's, auf diese Weise lerne ich die Ausmaße des polnischen Städteverbandes im Katowicer Revier kennen. Selbst bei der Schlechtwetterfahrt ahnt man etwas von der vorhandenen geballten Industrie. Schornsteinbefeuerungen leuchten weit in die Nacht. Kilometerlange Schachtanlagen stehen am Horizont Spalier. Auch das Rattern von Industrieloks ist nicht zu überhören ...
Am nächsten Morgen führt mein erster Weg zum Stadtrand von Gliwice, zum Standort des ehemaligen Senders. Ein Foto davon, durch die Geschichtsbücher vieler Länder gegangen, habe ich in der Tasche. Zwei Sendemasten und ein Haus sind darauf abgebildet. In natura stehen hier jedoch nur ein Mast und drei Häuser. Doch es ist die ehemalige Rundfunkstation. Ich trete näher. Im einstigen Senderaum werden von einigen Mechanikern elektronische Bauelemente auf Chassis montiert; ein Betrieb der Stadt nutzt die vorhandenen Räumlichkeiten. Die Radiostation selbst hat bereits 1956 ihre Tätigkeit eingestellt. Der hohe Sendemast dient heute der Post für Funk- und Telefonverkehr. Die noch erhalten gebliebene Funktechnik stammt aus den Jahren 1934/35, wird gepflegt und als technisches Denkmal bewahrt. Vor mir der alte Sendetisch, mit elektrischen Geräten gespickt, an der Wand eine Armatur mit Buchsen und Steckern. Sie waren am 31. August 1939 gegen 20 Uhr von fünf deutschen SD-Leuten, unter Leitung des SS-Sturmbannführers Helmut Naujocks, benutzt worden, um einen teuflischen Plan zu verwirklichen. Alle Gliwicer, die ich später befrage, bestätigen es einhellig, hier fand der faschistische Überfall statt. Niemals aber standen hier zwei Masten. Ich zähle Fenster, Stockwerke und Türen – es bleibt dabei – ein falsches Foto wurde irrtümlich einige Male als Radiostation Gleiwitz veröffentlicht! Wahr jedoch bleiben all die Tatsachen, die zum Überfall auf die Radiostation einen Tag vor Beginn des zweiten Weltkrieges führten. In den ersten Augusttagen 1939 hatte der Chef des Reichssicherheitshauptamtes, Heydrich, den im Auslandsdienst tätigen SS-Mann Naujocks zu sich bestellt und ihm erklärt, daß der Überfall auf Polen beschlossene Sache sei. Aus optischen Gründen müsse die Schuld gegenüber dem Ausland und dem „Reichsgebiet" jedoch dem polnischen Staat angelastet werden. Dabei habe er, Naujocks, einen Sonderauftrag auszuführen, eine geheime Reichssache. An einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Stunde sei der Sender Gleiwitz zu überfallen und dafür Sorge zu tragen, daß in polnischer Sprache eine Brandrede über den Sender geht. Er habe mit keinem Menschen darüber zu reden, und keiner der Beteiligten dürfe irgendeine Identifikation bei sich tragen. Das geheime Codewort für die Aktion lautet: Großmutter gestorben.
Und der Faschist Naujocks bereitete alles gewissenhaft vor. Er suchte sich vier Gleichgesinnte, darunter einen erfahrenen Rundfunkmechaniker und einen, der den bewußten Aufruf nach der Besetzung des Senders in polnischer Sprache verlesen konnte. Mit zwei Fahrzeugen ging es von Berlin nach Gleiwitz. In zwei Hotels quartierte sich das Kommando ein, Naujocks im damaligen „Café Haus Oberschlesien" im Zentrum der Stadt. Das Hotel wurde während des Krieges schwer zerstört, die Plastikgruppe der tanzenden Teufel davor aber blieb unversehrt stehen. Auf sie sah Naujocks gewiß in den letzten Augusttagen 1939 aus dem Fenster seines Zimmers in der Beletage herab, ungeduldig auf sein Stichwort lauernd. Wie der SD-Mann später aussagte, kam es am Mittag des 31. August, Heydrich persönlich war am Telefon. Sein Befehl lautete, die Aktion um 20 Uhr desselben Tages durchzuführen.
Schon in der Nähe des Senders übergab man der fünf Mann starken Sturmabteilung einen schwerverletzten polnischen KZ-Häftling in Zivilkleidung, von den SD-Männern zynisch als „Konserve" bezeichnet.

Weiter auf Seite 18

Die ehemalige Rundfunkstation Gleiwitz – vor 50 Jahren inszenierten die Hitlerfaschisten hier einen „polnischen" Überfall, um vor der Welt ihren geplanten Angriff auf Polen zu rechtfertigen. Damit lösten sie den furchtbarsten aller bisherigen Kriege aus. Die Figurengruppe der lustig tanzenden Teufel steht noch heute wie

Das Foto, das irrtümlich in manches Geschichtsbuch als Gleiwitzer Sender gelangte



ein Symbol vor jenem Hotel in Gliwice, in dem der Vollstrecker dieses teuflischen Planes saß und auf den Coderuf aus Berlin wartete. 50 Jahre später besuchte FW-Reporter Lothar Willmann die Stadt im polnischen Industrierevier Katowice und ging noch einmal den Spuren des verhängnisvollen Jahres 39 nach.

Des Teufels Großmutter

Bibliotheks-Direktorin Maria Duda: „Wir führen allein 60 000 Titel über den zweiten Weltkrieg."

Die 8 b der 26. Schule: Sie kennen sich in der Geschichte und Gegenwart ihrer Stadt gut aus.

Baudirektor Machoczak: „Ein 700 Jahre alter Stadtkern verlangt den Restauratoren viel ab."

Franz Honiok sollte das erste Opfer des zweiten Weltkrieges werden. Naujocks dazu bei einer Aussage vor dem Internationalen Militärgerichtshof im November 1945: „Ich sah mir den Mann kurz an, er lebte noch, war aber ohne Bewußtsein, sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit blutverschmiert. Ein deutscher Arzt hatte ihm eine tödliche Injektion gegeben, der Mann sollte später noch eine Schußverletzung erhalten, damit es so aussähe, als wäre der polnische Angreifer bei dem Überfall erschossen worden. So lautete auch die Anweisung, die ich kurz vorher vom SD-Chef erhalten hatte."

Nicht am Haupteingang, von hinten stürmte der Trupp in den Sender, der unbewacht war. Neben dem Eingang wurde auch der polnische Häftling „abgelegt". Pistolenschüsse krachten, das anwesende Personal trieb man in den Keller. Schnell war ein Gewittermikrophon gefunden (womit eine laufende Sendung unterbrochen werden kann), und schon dröhnte im Namen des „Polnischen Freiwilligen Korps Oberschlesischer Aufständischer" über den Äther, daß sich Stadt und Sender Gleiwitz in polnischen Händen befänden. Alles lief perfekt ab. Die ganze Sendung dauerte drei bis vier Minuten. Plus die 13 Minuten, die bis zur Unterbrechung der laufenden Sendung benötigt wurden, war der Überfall bereits nach 20 Minuten Geschichte. Naujocks fuhr zurück ins Hotel, in die Beletage, um Heydrich den gelungenen Diversionsakt zu melden.

Nun konnte sich die hochgerüstete faschistische Kriegsmaschinerie in Bewegung setzen, vor dem eigenen Volk und der Welt war der Anlaß zur Auslösung des Krieges auf hinterhältigste Weise gegeben. Seit Hitler am 3. April 1939 den Befehl für die Angriffsvorbereitungen auf Polen („Fall Weiß") unterzeichnet hatte, waren die Nazis mit einer unglaublichen Propagandawelle, bei der Verdrehung aller Tatsachen bemüht, Polen als Kriegstreiber abzustempeln und das Land in die politische Isolierung zu treiben. Am 22. August erklärte Hitler in Berchtesgaden vor seinen militärischen Befehlshabern: „Ich werde propagandistischen Anlaß zur Auslösung des Krieges geben, gleichgültig, ob glaubhaft. Der Sieger wird später nicht danach gefragt, ob er die Wahrheit gesagt hat oder nicht. Bei Beginn und Führung des Krieges kommt es nicht auf das Recht an, sondern auf den Sieg."

In den Morgenstunden des 1. September 1939, um 4.45 Uhr, fielen die Truppen der faschistischen Wehrmacht in Polen ein. Über 1,8 Millionen deutsche Soldaten, 2800 Panzer, 6000 Artilleriegeschütze und Granatwerfer sowie 2093 Flugzeuge griffen an. Das angeblich zu einem friedlichen Besuch in den Danziger Hafen eingelaufene Schulschiff „Schleswig-Holstein" begann, die polnische Westerplatte zu beschießen. Regeln bisheriger Kriegführung wurden in brutaler Weise mißachtet. Die bei der militärischen Intervention in Spanien gesammelten Erfahrungen der „Legion Condor" galten als Muster für die Angriffshandlungen der Luftwaffe auf Polen. Man wollte das Hinterland blitzschnell in einen Bombenkrater verwandeln. Zu diesem Zweck wurden vom 1. bis zum 18. September 9029 Einsätze geflogen, allein auf Warschau 5818 Tonnen Bomben geworfen.

Der Beginn eines Infernos, das im Verlauf des Krieges 55 Millionen Menschen das Leben kosten sollte und 35 Millionen Kriegsversehrte nach 1945 hinterließ. Des Teufels Großmutter hätte keinen schlimmeren Plan ersinnen können...

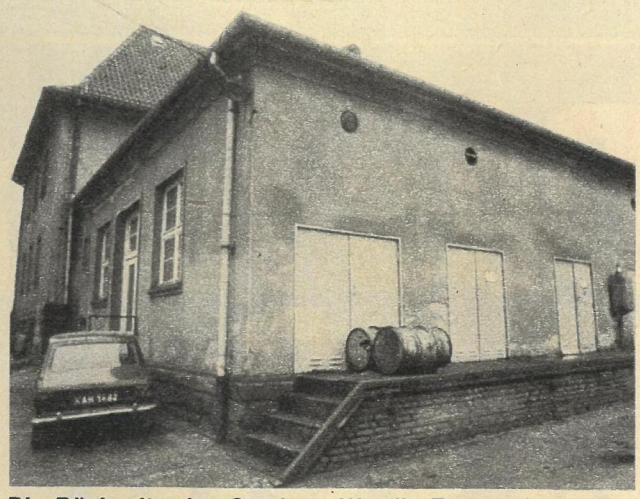
50 Jahre danach

Gliwice heute – eine moderne Industriestadt mit einem 700 Jahre alten Stadtkern und drumherum gewachsenen Neubaugebieten. Die Luft riecht ständig nach Staub, Kohle und Öl – Spuren der Arbeit. 240 000 Menschen leben hier. Sie bauen Chemieanlagen fürs ganze Land und fördern Kohle in den Schächten des Gebietes. „Eine Stadt der Jugend" nennt sie Stanislaw Ogryzek, Erster Sekretär der PVAP von Gliwice. „Fünfzig Prozent der Einwohner sind noch nicht 35 Jahre alt." Er selbst ist wenig älter. Viele Studenten sind hier zu Hause, zum Beispiel die größte Technische Hochschule Polens mit 10 000 Studierenden. Sie erlernen das Walzen und Schmelzen hochwertiger Stähle wie das Anlegen und Betreiben von Bergwerken. Die Schulen haben ebenfalls Hochsaison. In einer der neuen Stadtrandsiedlungen gibt es allein 1000 Schüler in den Klassen 1 bis 4. Nach dem 8. Schuljahr scheiden zwei Klassen aus, aber neun 1. Klassen mit je 30 Schülern beginnen den Unterricht. Stanislaw Ogryzek: „In einer Stadt der jungen Leute wachsen natürlich die Familien konstant. Das stellt hohe Anforderungen an uns, vor allem an das Bauwesen, aber es fehlt oft an Material und Kapazitäten. Wir brauchen jedoch dringend Wohnungen und die dazugehörende Infrastruktur. Mitglieder von Baugenossenschaften können in vier bis fünf Jahen versorgt werden, Nichtorganisierte müssen immer noch bis zu zwölf Jahren warten. Große Kredite, bis zu 80 Prozent, geben wir für den Eigenheimbau aus."

Und wie stellt sich die polnische Arbeiterpartei den Problemen des Lebens? Genosse Ogryzek: „Wir möchten, daß jeder von uns an seinem Platz ehrlich und aktiv seinen Auftrag erfüllt. Viele unserer 14 000 Mitglieder arbeiten schon so, sie nehmen ihre Probleme selbst in die Hand und wirken dabei auf andere ein. Erfreulicherweise gerade die Jungen."

Gliwice – 50 Jahre nach dem faschistischen Überfall. Die Menschen leben in der Gegenwart, haben jedoch das Ereignis und die tragische Zeit danach nicht vergessen. Jedes Jahr gibt es Manifestationen, kommen Gäste aus aller Welt. Zum 50. Jahrestag wird es eine Großkundgebung mit internationaler Beteiligung geben. Und

Der einstige Senderaum: Von hier aus ließ Naujocks die gefälschte Rede des „Polnischen Freiwilligen Korps" über den Äther ausstrahlen.



Die Rückseite des Senders: Wo die Tonnen lagern, wurde während des Überfalls der tödlich verwundete Häftling „abgelegt".

Des Teufels Großmutter

Parteisekretär Ogryzek (links): „Regelmäßige gegenseitige Information gehört zur Partnerschaft mit Dessau."

der Sender? Dem Gebäude sieht man die mahnende Symbolik nicht an. Die Stadtväter und die Menschen auf der Straße, die ich befrage, sind der Meinung: So wie es war, soll es bleiben; die Radiostation ist ein historisches Denkmal. Viele ältere Bürger tragen noch heute den Schmerz des Geschehens in sich. Und beim Friedenskomitee von Gliwice liegen 130 000 Unterschriften von ausländischen Besuchern, die mahnen: Jeder sollte Sorge dafür tragen, daß so etwas nie wieder geschieht!

Wie spiegelt sich nun die Geschichte und Gegenwart der Stadt in den Gedanken der Jüngsten? Ich besuche die 26. Grundschule, spreche mit 14jährigen. „Die Faschisten", sagen Katarina und Anja, „wollten mit dieser Provokation den zweiten Weltkrieg beginnen." Die anderen nicken zustimmend. Peter: „Wir sind so eine Art Hauptstadt der polnischen Industrie und der Chemie." Er möchte später hier eine Hochschule besuchen und im Bergbau arbeiten. Patricia ist überzeugt: „Gliwice ist eine Stadt der kulturellen Veranstaltungen, wir haben ein Operettentheater, Klubs und Kulturhäuser." Für Ala liegt sie als eine Stadt der Wissenschaften nach Warschau an zweiter Stelle. Allein 11 Institute bzw. Hochschulen sind hier zu Hause. Nach dem Gliwicer Sender befragt, geben die Jugendlichen exakte, detailgetreue Antworten, ohne Ausnahme. Alle uns bekannten Fakten werden noch einmal genannt. „Der Mast der Rundfunkstation besteht aus Lärchenholz", erfahren wir dabei. Es ist zu spüren, die Mädchen und Jungen haben viel über das Schicksal ihres Landes gelesen, der Verlauf des zweiten Weltkrieges wurde intensiv im Geschichtsunterricht behandelt.

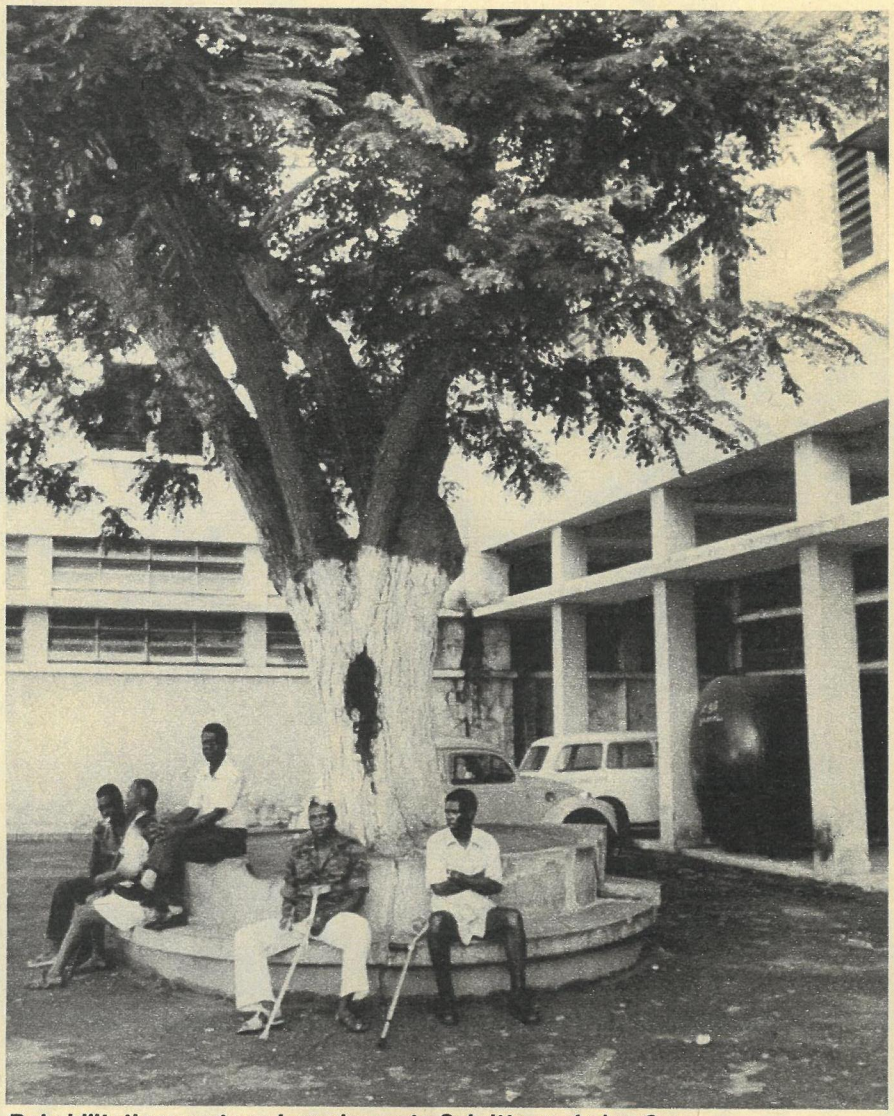
Ein Besuch bei Maria Duda, Chefin der Stadtbibliothek mit 26 Filialen, bestätigt mir: Allein über den zweiten Weltkrieg gibt es ungefähr 60 000 Titel, vor allem Jugendliche greifen danach. In einer der Zweigstellen findet gerade eine Dessauer Buchausstellung statt. Ein Mosaikstein für das Funktionieren der Städtepartnerschaft Gliwice–Dessau. Stunden später erlebe ich in der Stadtparteileitung den Empfang einer Dessauer Delegation. Sylvia Retzke, die Oberbürgermeisterin, Jürgen Heine, Sekretär der SED-Kreisleitung, und Vertreter Dessauer Betriebe sind zum geplanten Treff gekommen. Gesprochen wird über den jährlichen Austausch von Arbeitsbrigaden, über neue kulturelle Verbindungen. Man informiert einander über aktuelle Baumaßnahmen in beiden Städten und kommunale Probleme – unter Freunden spart man dabei Heikles nicht aus. Erfahrungen vermitteln und nach Hause tragen ist die Devise solcher Begegnungen... Der Gliwicer Parteisekretär sagt zum Abschied: „Wir haben viel zu tun und müssen noch mehr tun. Aber wir bauen dabei auf die soliden Kollektive in unseren Betrieben und rechnen mit den jungen Leuten, die begriffen haben, daß alles, was wir tun, für sie geschieht."

Das Schicksal, das immer einen irdischen Namen trägt, hat sie zum zweiten Mal innerhalb eines halben Jahrhunderts in ein fernes, fremdes Land verschlagen: aus dem usbekischen Fergana-Tal in die Ebenen um Smolensk. Die Menschenjagd usbekischer Nationalisten und Banditen auf die türkischen Mescheten ist eingedämmt, aber die Glut schwelt, die Mescheten sind ihres Lebens nicht sicher. (Siehe auch FREIE WELT Heft 13 und Heft 14). Belorußland nimmt die Flüchtlinge freundlich auf. Bäuerinnen kochen Essen, kleiden Kinder von Kopf bis Fuß neu ein, Sowchos oder Kolchos sorgen für das Dach über dem Kopf. Aber am Morgen danach tauchen neue Sorgen auf.
Viele haben wenig mehr als das nackte Leben gerettet. Selbst Ausweise und Zeugnisse ihrer beruflichen Ausbildung sind mit ihren Häusern verbrannt. Die Kinder, und nicht sie allein, sprechen nur ihre Muttersprache. Meschetische Bauern können nicht mit Sensen umgehen, sie kennen nur Sicheln. Ihre Frauen wissen nicht, wie man russische Öfen heizt, sie kennen nur Gasherde. Ärzte und Ingenieure finden auf dem Dorf keine Arbeit. Viele Mescheten sind gläubige Moslems – weit und breit keine Moschee. Mescheten lieben die Wärme der Großfamilie: So ziehen

Offene Türen

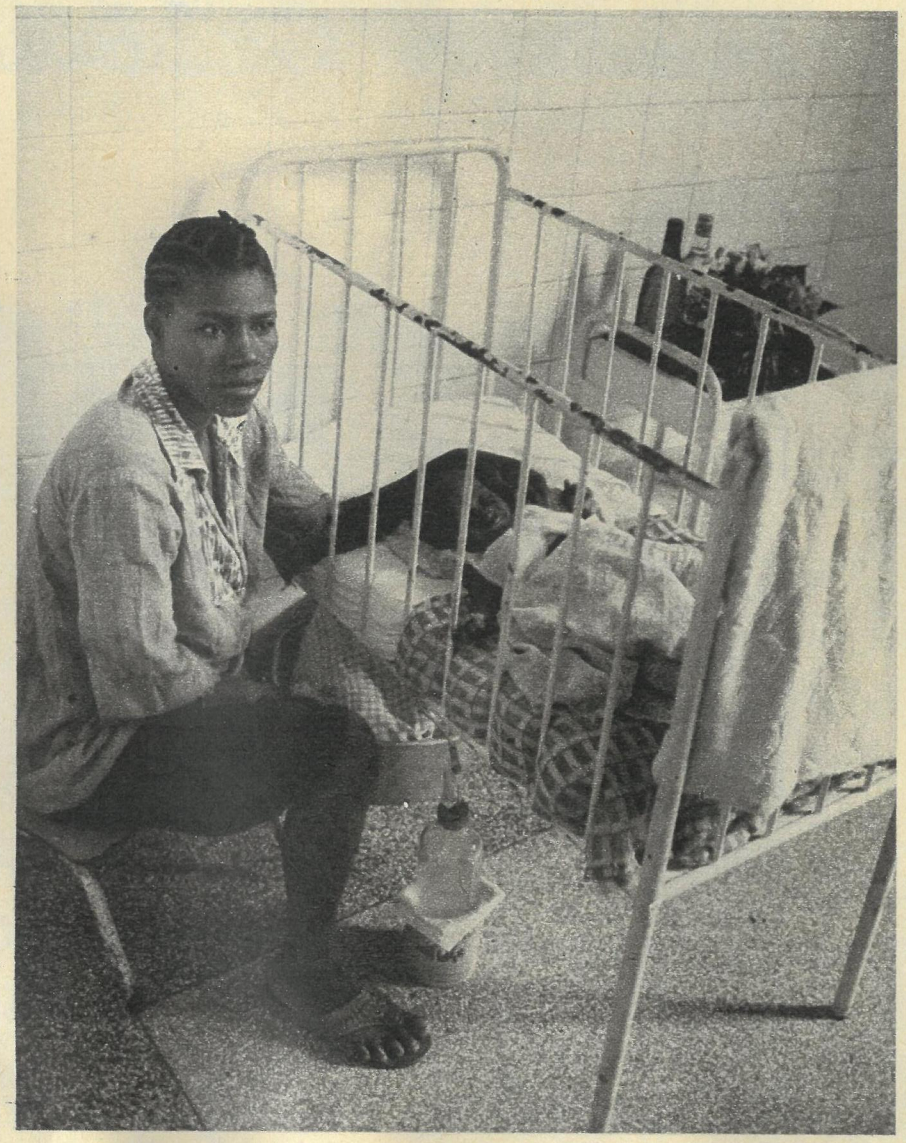
jetzt manche von Dorf zu Dorf auf der Suche nach Angehörigen. Aber keiner will zurück nach Usbekistan. „Wir sind müde vor Angst", sagt Dilbar Tschinibajew einem Moskauer Reporter. „Vier Kinder habe ich mitgebracht, eine Tochter verloren. Wir sind dankbar für die freundliche Aufnahme. Wir werden die Häuser renovieren. Aber für immer bleiben? Hier ist es so kalt. Was soll im Winter werden? Schnee kennen wir nur aus dem Fernsehen. Wir wollen zurück in unsere alte Heimat, nach Georgien. Dort haben unsere Vorfahren gelebt, dort stehen unsere Häuser."
Falls die Häuser noch stehen, wohnen in ihnen seit Jahrzehnten andere Menschen, die nicht verantwortlich sind für Stalins Willkür, die 1944 ein ganzes Volk aus Georgien nach Usbekistan verbannte. Die ersten Proteste gegen eine Rückkehr der Mescheten sind denn auch schon laut geworden. Otar Tscherkessija, Vorsitzender des Obersten Sowjets von Georgien, warnt vor einer „übereilten Augenblickslösung". Aber er sagt auch: „Wir werden den Neuankömmlingen die Türen offenhalten."

Bildbericht: Pawel Kassin

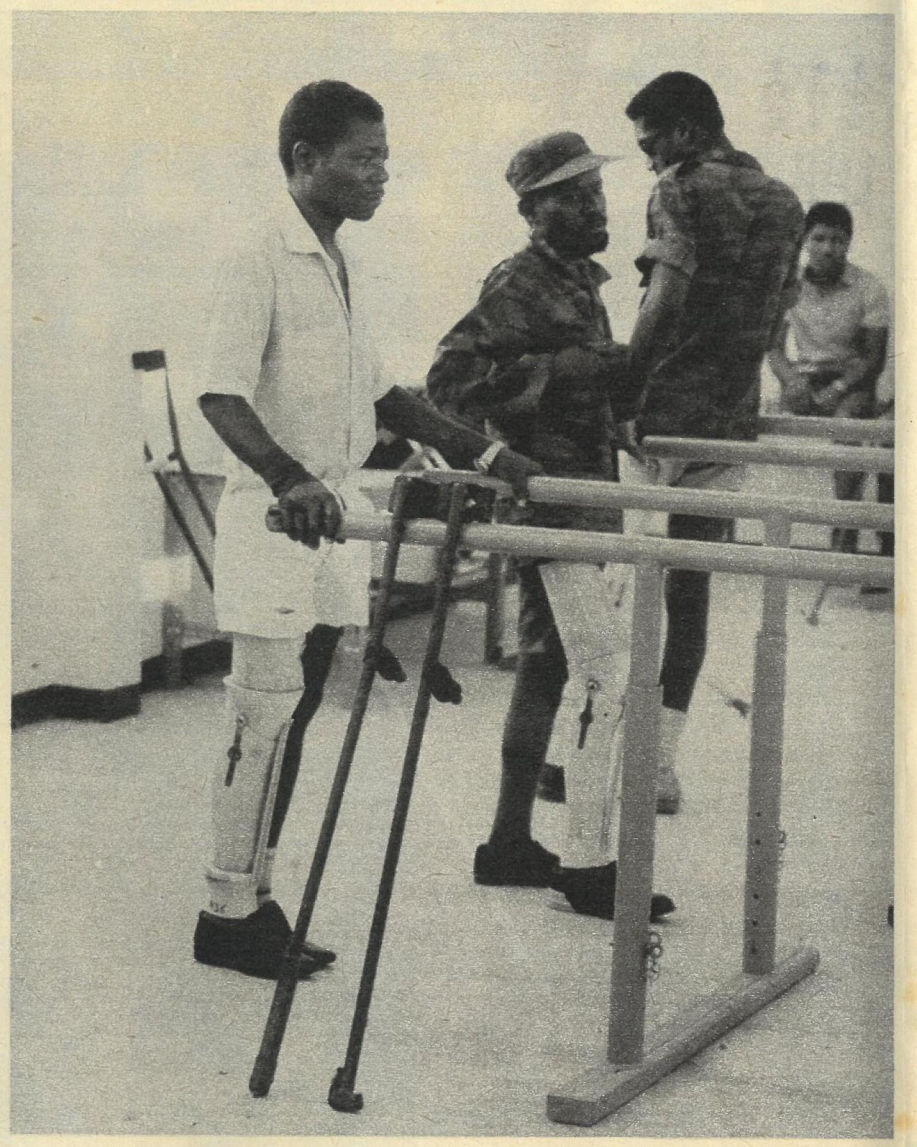


Rehabilitationszentrum Luanda: erste Schritte nach draußen

Krankenhaus „Josina Machel“: warten auf Nachricht von Angehörigen



Kinderstation: Mütter helfen bei der Betreuung



Orthopädisches Zentrum: wieder laufen lernen

Mit dem Minister für Gesundheitswesen der Volksrepublik Angola sprach in Luanda Dr. Günter Blutke (Text und Fotos)

Daß die Kinder nicht mehr sterben

Ein Waisenjunge aus dem Flüchtlingslager „Palanca“ im Hochland von Angola. Mit Nachbarn aus dem Dorf geflohen vor Terror und Krieg. Die Provinz Cunene, aus der der Junge mit dem selbstgebastelten Blechauto stammt, ist entvölkert: anderthalb Millionen Angolaner sind Flüchtlinge im eigenen Land. Zu den schlimmen Folgen von Entwurzelung, Hunger und Unterernährung gehört die hohe Kindersterblichkeit. Gegenwärtig überleben von 1000 Neugeborenen 325 nicht das erste Jahr. Sie sterben an Masern, an Durchfällen, an simplen Erkältungskrankheiten, denen sie keinen Widerstand entgegensetzen können. Für die Medizin in Angola ist der schwere Kampf gegen die Kindersterblichkeit eines der drängenden Probleme.

Gesprächspartner von FREIE WELT: Dr. Flavio Fernandés, Minister für Gesundheitswesen der VR Angola. Er ist 44 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Kinder. Sein ältester Sohn studiert Medizin in der angolanischen Hauptstadt. Vor seiner Berufung war der ausgebildete Gynäkologe Direktor einer Frauenklinik, stellvertretender Minister und Staatssekretär. Dr. Fernandés gehört dem Konsultativrat der WHO an.

Daß die Kinder nicht mehr sterben

Zu den Opfern des Krieges in Ihrem Land gehörten viele Zivilisten, nicht wenige davon sind Bauern, getötet oder verstümmelt durch Minen. Können die vielen Verletzten ausreichend Hilfe erhalten?

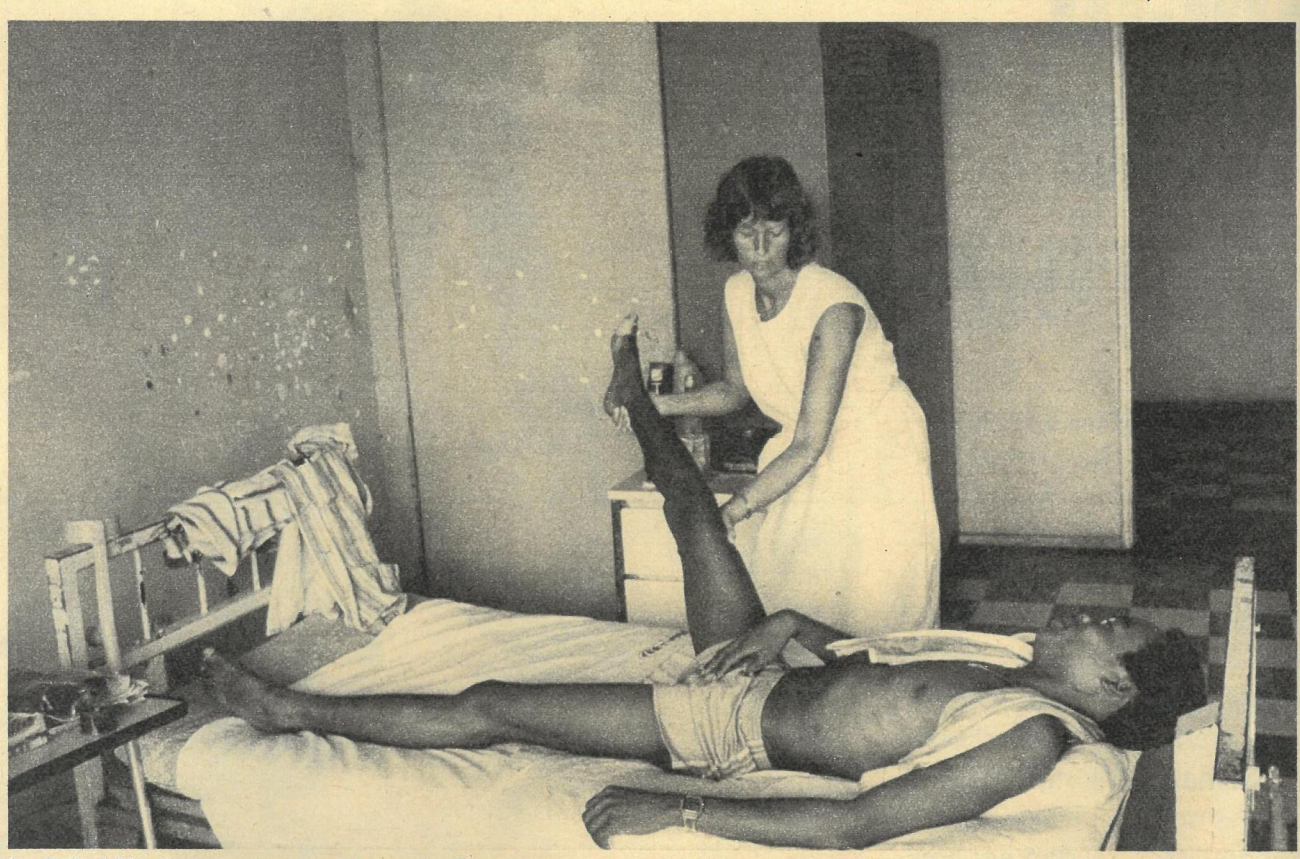
Um nur eine der schrecklichen Lasten des Krieges zu nennen: Angola hat unter den Ländern vergleichbarer Größe die höchste Zahl an Beinamputierten. Erfaßt sind über 15 000. Zu den Kriegsgeschädigten gehören viele Kinder. Ihnen kann meist nur im Ausland geholfen werden, weil die importierten und selbst produzierten Prothesen fast ausschließlich für Erwachsene gemacht sind. Die Produktionskapazitäten für Prothesen reichen noch nicht aus, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, uns fehlen Rohstoffe für den Bau künstlicher Gliedmaßen, Fachleute für die Reparatur von Prothesen... Verschweigen möchte ich auch nicht, daß wir für die Eingliederung und Rehabilitation von Versehrten noch keine befriedigenden Lösungen gefunden haben. Angola besitzt aber auch zu wenige Ärzte, und das dünne Netz medizinischer Einrichtungen wurde in vielen Landesteilen durch den Krieg zerrissen. Häufig müssen Menschen sterben, weil nicht schnell oder qualifiziert genug geholfen werden kann. Nicht nur Verletzte...

In einem neugebauten orthopädischen Zentrum in Luanda habe ich gesehen, wie mit einfachsten Mitteln aus angolanischem Edelholz, einheimischem Gummi, importierten Plaste- und Metallteilen Prothesen angefertigt und angepaßt werden. Die jetzt erreichte Stückzahl von monatlich 60 erscheint im Vergleich zum Bedarf verschwindend gering...

Dieses Zentrum wurde mit Hilfe des Internationalen Roten Kreuzes und des Schwedischen Roten Kreuzes erbaut und wird seit Ende 1988 von schwedischen Technikern geführt. Wir erproben eine Technologie, die es uns erlauben soll, mit eigenen Mitteln vielen Kriegsopfern zu helfen. Dennoch müssen wir auch weiterhin auf internationale Unterstützung bauen. Die DDR beispielsweise betreut seit vielen Jahren mit Ärzten, Physiotherapeuten und Orthopädiemechanikern das „Zentrum für Rehabilitation" in Luanda. Wir sind dankbar für die Arbeit kompetenter Fachleute aus Ihrem Land in dieser Klinik, aber auch in einer Reihe von anderen Krankenhäusern. Nicht wenige besonders schwierige Fälle konnten und können in Kliniken der DDR weiterbehandelt werden. Alle diese Kranken wurden gut aufgenommen und medizinisch hervorragend betreut. Wir wissen, daß wir die Hilfe bekommen, die Ihrem Land möglich ist.

Ein Schwerpunkt in der Gesundheitspolitik Angolas war von Anfang an der vorbeugende Gesundheitsschutz. Soviel ich weiß, hat Ihr Staat für Erfolge auf diesem Gebiet eine offizielle Anerkennung der UNESCO erhalten. Wie ist der gegenwärtige Stand, besonders bei den wohl entscheidenden Impfprogrammen?

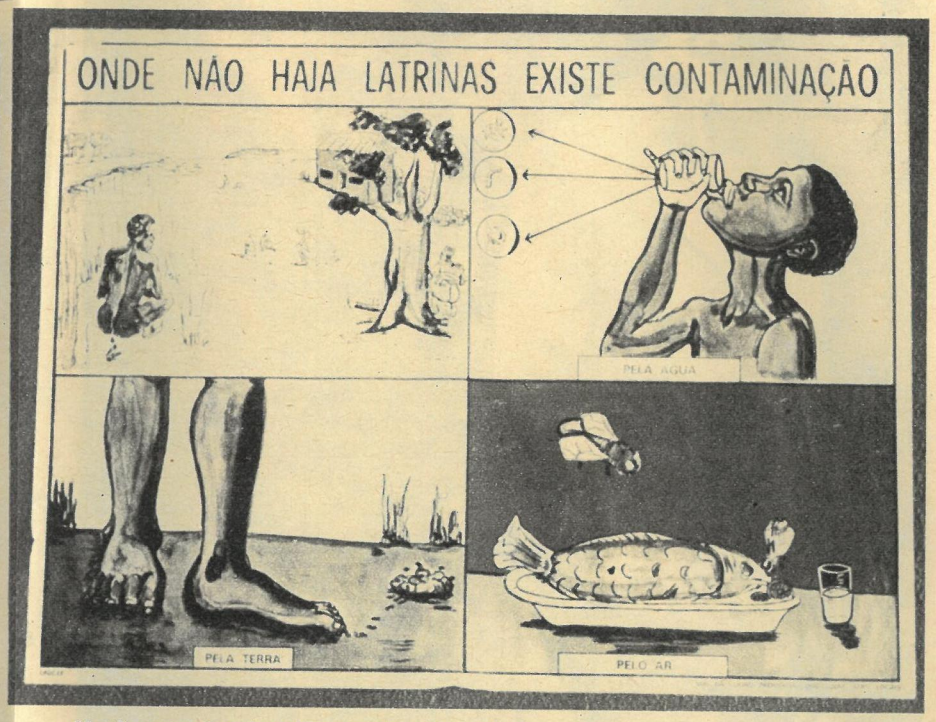
Sie haben recht, wenn Sie darauf hinweisen, daß wir gewisse Erfahrungen im vorbeugenden Gesundheitsschutz besitzen. Das Erweiterte Impfprogramm (OAV) ist eines der ältesten in unserem Land und wird von Cabinda im Norden bis Cunene im äußersten Süden durchgesetzt. Wir haben ein gutes Niveau in der Organisation erreicht und konnten deshalb erfolgreich Mittel einsetzen, die wir von internationalen Organisationen und den Vereinten Nationen erhalten hatten. Das Erweiterte Impfprogramm hat als Zielgruppe null bis drei Jahre, Vorrang haben Kinder unter einem Jahr und Schwangere. Geimpft wird in festen Stationen durch Impftrupps und in besonderen Kampagnen. Seit 1986 ist leider ein Rückgang der Impfungen festzustellen, weil wir durch den Krieg gezwungen waren, die ambulanten Impftrupps in den Provinzhauptstädten zu stationieren. Rückgrat und zugleich Schwachpunkt unseres Programms ist die Kühlkette für die Konservierung der Impfstoffe. Gefährdet wird die notwendige Kühlung durch zeitweilige Ausfälle in der Versorgung mit Kraftstoff und Elektroenergie, aber auch durch das Fehlen von Fachleuten für Instandhaltung in manchen Provinzen. In der Hauptstadt wurden unlängst zwei zentrale Kühlkammern eingerichtet, das ist einer der Schritte zur weiteren Verbesserung des vorbeugenden Gesundheitsschutzes. Im Juni dieses Jahres erprobten wir in der Provinz Luanda eine Reihe von neuen Maßnahmen. Kern ist eine stärkere Einbeziehung gesellschaftlicher Kräfte in das Impfprogramm einschließlich nichtstaatlicher und religiöser Organisationen. Geimpft werden soll auch in Schulen, in mobilen Stationen und durch Helfer, die von Tür zu Tür gehen.



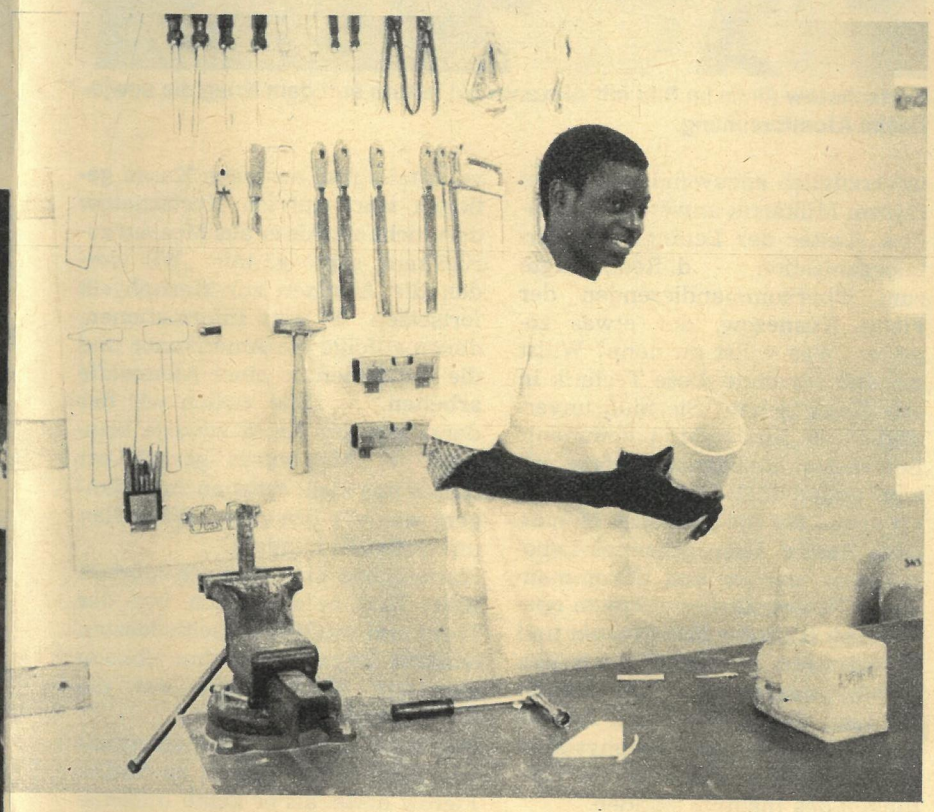
Im Rehabilitationszentrum von Luanda: Physiotherapeutin Uta Vorgel arbeitet hier mit anderen DDR-Fachleuten

Trotz der großen Mühen ist die Kindersterblichkeit sehr hoch...

Als Folge des Aggressionskrieges und der dadurch verursachten instabilen Lage hat Angola noch eine der höchsten Kindersterblichkeitsraten der Welt. Von 1000 lebendgeborenen Kindern sterben 325 vor der Vollendung des ersten Lebensjahres. Wir haben energisch Front gemacht gegen die wichtigsten Ursachen der Kindersterblichkeit, gegen die Masern, den Neugeborenentetanus und gegen akute Durchfallerkrankungen. Gegen die Masern wurden die Impfaktionen für Kinder ab 9. Lebensmonat verstärkt. Den Neugeborenentetanus wollen wir durch Impfung der Frauen im fruchtbaren Alter, also



Hygieneposter: Latrinen helfen Krankheiten eindämmen



Orthopädiezentrum (oben): monatlich 60 Prothesen
Schwangerenberatung (unten): Der Kampf um Leben beginnt vor der Geburt

zwischen 15 und 44 Jahren, bekämpfen. Gegen den austrocknenden Durchfall setzen wir die wirksame Methode der Oralrehydration ein. Dafür wurden Ärzte, Schwestern und Krankenpfleger geschult, um diese Technik in Krankenhäusern, Gesundheitszentren, aber auch bei Hausbesuchen anwenden zu können. Zum Kampf gegen die Kindersterblichkeit gehört aber auch eine verbesserte Geburten- und Mütterbetreuung. Wir haben dazu einen Gesundheitsausweis für vorbeugende Kontrolluntersuchungen eingeführt. Mit Hilfe von UNICEF richteten wir in Kinderkrankenhäusern von Luanda, Zaire, Malanje und Kwanza Sul Aufklärungszentren ein, die über die richtige Ernährung von Kleinkindern informieren.

Zu lesen ist, daß anderthalb Millionen Angolaner als Flüchtlinge im eigenen Land leben, geflohen vor allem aus den Südprovinzen. Viele drängten in die Städte. Steigt damit nicht die Gefahr von Epidemien?

In den letzten zwei Jahren mußten wir, auch zum Nachteil des Erweiterten Impfprogramms, sehr viel Kraft in den Kampf gegen eine Choleraepidemie und gegen den drohenden Ausbruch von Gelbfieber aufwenden. In Notimpfaktionen haben wir in kurzer Zeit drei Millionen Menschen gegen Cholera und eine Million gegen Gelbfieber geimpft. Ausgangspunkt von Epidemien sind nicht selten die unzureichenden sanitären Verhältnisse in Ballungsgebieten oder auf dem Land, fehlende Latrinen, unsauberes Trinkwasser, aber auch Unwissen und Sorglosigkeit. Deshalb steht im vorbeugenden Gesundheitsschutz die Aufklärung an vorderer Stelle. Das Ministerium arbeitet hier sehr erfolgreich mit gesellschaftlichen Partnern zusammen, mit der Organisation der Angolanischen Frau (OMA), den Brigaden der Volkswachsamkeit (BPV), der Gewerkschaft UNTA, der Jugendorganisation JMPLA und dem Militärmedizinischen Dienst. Regelmäßig verbreiten Rundfunk, Fernsehen und Zeitungen wie das „Jornal de Angola" Gesundheitstips. Zu einem gesundheitsbewußten Verhalten leistet die JMPLA einen wertvollen Beitrag durch Aktionen auf dem Lande. Die jungen Leute bauen Latrinen, beseitigen Müll und Stauwasser, errichten Sanitärdeponien, schützen Brunnen und Wasserlöcher.

Im Zusammenhang mit Berichten über den vereinbarten Abzug der kubanischen Internationalisten bis 1991 war in westlichen Zeitungen zu lesen, daß die Soldaten in ihrer Heimat mit Sorge erwartet würden. Viele hätten sich, so wurde behauptet, in Angola mit AIDS infiziert.

Wir wundern uns über solche Behauptungen nicht. Der Sinn dieser Kampagne ist klar: Damit soll die Freundschaft zwischen Angola und Kuba untergraben werden. Zu den Tatsachen: Bis zum 31. 12. 88 wurden von uns 104 AIDS-Fälle registriert, von einer Verseuchung kann also überhaupt keine Rede sein. Natürlich hat das Virus keinen Bogen um Angola gemacht. Und wir vermuten, daß die Zahl der Infizierten höher liegt als die der bekanntgewordenen Fälle, weil die Diagnostik noch nicht ausreichend entwickelt ist. Hier widerspiegeln sich auf besondere Weise generelle Probleme der medizinischen und personellen Ausstattung des Gesundheitswesens. Gegen die Ausbreitung von AIDS, aber auch von Geschlechtskrankheiten wie Syphilis führen wir eine intensive Aufklärungskampagne, in der vor häufigem Partnerwechsel gewarnt wird.

Sie setzen in Ihrer gesamten Arbeit auf Vorbeugung und Aufklärung und das mit international anerkanntem Erfolg. Wo sehen Sie Hindernisse für die volle Durchsetzung Ihrer Programme?

Über die Folgen des Krieges muß ich in diesem Zusammenhang nicht sprechen, ganze Provinzen sind nahezu entvölkert, die Infrastruktur ist gestört; das alles hatte und hat Auswirkungen auf die medizinische Versorgung. Andere Faktoren, die sich nachteilig auswirken: Siebzig Prozent der Bevölkerung lebt in ländlichen, oft schwer zugänglichen Gebieten, knapp zwei Drittel aller Erwachsenen sind Analphabeten. Auf Grund der Größe des Landes gibt es eine Vielzahl von ethnolinguistischen Gruppen mit unterschiedlichen Gewohnheiten, Sitten, Gebräuchen, Glaubensrichtungen. Es ist oft schwer, Regeln für gesundheitsbewußtes Verhalten durchzusetzen, wenn dem traditionelle Lebens- und Verhaltensweisen entgegenstehen. Ein großer Teil der Bevölkerung wird von unserer Aufklärung zudem gar nicht erreicht, weil die Zahl von Rundfunk- und Fernsehempfängern verschwindend gering ist und der Gebrauch nationaler Sprachen im landesweiten System noch am Anfang steht.

Und natürlich fehlen uns überall Fachleute, trotz der verstärkten Ausbildung von Ärzten in Luanda und Huambo. Auch hier rechnen wir weiter mit internationaler Hilfe. Ich freue mich, daß die Zusammenarbeit mit der DDR auf meinem Gebiet vertraglich geregelt ist und gut funktioniert. Ärzte aus der DDR arbeiten in unserem Land, und wir schicken von uns ausgebildete Mediziner zur Qualifizierung in die Kliniken Ihres Landes. Ich nutze die Gelegenheit, um für die vielfältige Hilfe zu danken.

Die Zeit saß

In den letzten Jahren vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges kam es in der Atomforschung zu atemberaubenden Fortschritten. Die Entdekkung der Kernspaltung 1938 leitete eine neue Etappe ein. In den internationalen Zentren vollbrachten auch Physiker der UdSSR bedeutsame Leistungen. Während des Krieges erhielt die sowjetische Regierung Hinweise, daß man sowohl in den USA als auch im faschistischen Deutschland an der Herstellung einer Atombombe arbeitete. Auf Fragen des „Iswestija"-Korrespondenten Kim Smirnow erinnert sich der Physiker und Präsident der Akademie der Wissenschaften von 1975 bis 1986, Anatoli Petrowitsch Alexandrow.

Kurtschatow (links im Bild mit Alexandrow) leitete seit dem Krieg die sowjetische Atomforschung.

Korrespondent: Anatoli Petrowitsch! Wie hat für Sie persönlich die Forschung zur Uranproblematik begonnen?

Alexandrow: Da müssen wir uns der Umbruchsituation erinnern, die im führenden Physikzentrum des Landes, dem Leningrader Physikalisch-Technischen Institut (LFTI) unter Akademiemitglied Abraham Joffe, zu Beginn der dreißiger Jahre entstanden war. Im Westen waren Neutronen und Positronen entdeckt worden, man vermutete, daß man mit Neutronen die Atomkerne viel effektiver beschießen konnte als mit den bisher verwendeten Alphateilchen. Ende 1932 gründete Joffe am Institut unter seiner Leitung ein kernphysikalisches Laboratorium. Eingerichtet wurde ein ausgezeichnetes, wöchentlich einmal stattfindendes Seminar für alle, die daran teilzunehmen wünschten. Igor Kurtschatow setzte sich energisch für die Schaffung der dafür notwendigen Technik ein und zog dazu auch andere Forscher aus Charkow, Tomsk und Leningrad heran. Auch das Physikalische Institut und das Radiuminstitut der Akademie der Wissenschaften und andere arbeiteten in dieser Richtung. Bereits 1933 leitete Kurtschatow das Organisationskomitee der ersten Atomkern-Unionskonferenz in Leningrad.

In den nächsten zwei bis drei Jahren schrieben sowjetische Physiker – Kurtschatow, Skobelzyn, Alichanow, Arzimowitsch, Sinelnikow und andere – eine ganze Anzahl hervorragender Arbeiten, die weltbekannt wurden. Das betraf sowohl die Wechselwirkung von Neutronen unterschiedlicher Energie mit verschiedenen Stoffen, die Entdekkung der Kernisometrie, die Resonanzprozesse. Gleichzeitig führte Joffe in seinem Laboratorium Forschungen zur Halbleiterphysik durch, und die Arbeiten auf dem Gebiet der Kernphysik gingen gänzlich an Kurtschatow über. Gebaut wurden die ersten Beschleuniger und das kleine Zyklotron des Radiuminstituts.

Obwohl ein bedeutender Teil der Wissenschaftler die Wichtigkeit der Arbeiten auf dem Gebiet der Kernphysik anerkannten, waren doch die Leitung der Akademie der Wissenschaften und der Rat der Volkskommissare der UdSSR der Meinung, daß diese Arbeiten keine praktische Bedeutung hätten. Sogar auf der Hauptversammlung der Akademie im Jahre 1936 haben das Physikalisch-Technische Institut und Joffe harte Kritik wegen angeblicher „Loslösung von der Praxis" hinnehmen müssen.

Noch keine zwei Jahre waren seit der Kritik an der „unnützen" Kernphysik vergangen, als Hahn und Straßmann die Kernspaltung entdeckten. Das weckte die Hoffnung auf eine Kettenreaktion dieser Spaltung und die freiwerdenden riesigen Energien.

Bereits 1940 hörten wir am Physikalisch-Technischen Institut in einem Seminar einen Vortrag von Seldowitsch und Chariton, die als erste in der Welt eine detaillierte Einschätzung der Möglichkeiten für die Organisierung einer Kettenreaktion der Uranspaltung vorgenommen hatten. In den Jahren 1939 bis 1940 machten sowjetische Arbeiten zur Kernphysik ein Drittel der Weltveröffentlichungen aus. Die sowjetischen Physiker waren bereits zu der Meinung gelangt, daß man eine Kettenreaktion durch Absorption der „verzögerten" Neutronen steuern könnte.

Korrespondent: Das ist doch praktisch schon die Idee eines Reaktors!

Alexandrow: Natürlich. Im Laboratorium Kurtschatows hatten sein Mitarbeiter Flerow und der Mitarbeiter des Radiuminstituts Petrshak die spontane Uranspaltung entdeckt. Am Charkower Physikalisch-Technischen Institut erreichten Kurtschatow, Sinelnikow und andere fast zur gleichen Zeit mit den Arbeiten im Westen die Spaltung von Lithiumkernen.

Ich war in der Vorkriegszeit mit dem Schutz von Schiffen vor magnetischen Minen beschäftigt. Obwohl wir diese Aufgabe im Prinzip bereits 1936 gelöst hatten, mußten noch unsere Entwicklungen, die ursprünglich an kleinen Schiffen erprobt wurden, den Schiffen aller Klassen auf Ozeanen, Meeren und Flüssen angepaßt werden. Im Schwarzen Meer führten wir im Januar 1941 Erprobungen für eine Regierungskommission durch. Soweit ich mich erinnere, beschloß im selben Jahr der Militärrat der Flotte, die neuen Entwicklungen unverzüglich anzuwenden. Der bei diesem Militärrat anwesende Shdanow (Leiter der Leningrader Parteiorganisation – d. Red.) sagte zum Oberkommandierenden der Flotte Kusnezow, der etwas zögerte: „Was willst du denn? Willst du, daß wir ohne diese Technik in den Krieg gehen? Sie muß unverzüglich in Anwendung kommen!" Bei dieser Gelegenheit hörte ich zum ersten Mal das Wort „Krieg" als etwas für die nächsten Monate ganz Reales. Mein gesamtes Laboratorium und zu uns abkommandierte Flottenoffiziere rüsteten operativ mit Hilfe der Schiffsbauer und Besatzungen die Schiffe mit den Schutzsystemen aus. Das erzähle ich hier, damit klar wird, in welchem Kontext die Kernphysikforschungen mit all den anderen Richtungen des Instituts standen.

Also wir beide, Kurtschatow und ich, waren zu Kriegsanfang Laboratoriumschefs am Leningrader Physikalisch-Technischen Institut bei Joffe. Und uns verband nicht nur Freundschaft, sondern auch ein tiefes Interesse an den Arbeiten des anderen. Das ist der Grund, weshalb ich, als die Kernforschungen für Verteidigungszwecke als nicht brauchbar angesehen und dann eingestellt wurden, mit Kurtschatow übereinkam, sein Laboratorium an die Arbeit für die Entmagnetisierung der Schiffe anzuschließen. Kurtschatow organisierte das Überprüfungsgelände und die Offizierskurse für die Entmagnetisierung. Er arbeitete in Sewastopol weiter, auch nachdem ich zur Nordflotte abkommandiert worden war. Im Winter 1941/42 kam er nach Kasan, wohin das Leningrader Physikalisch-Technische Institut evakuiert worden war.

Im September 1942, nachdem ich von Stalingrad aus nach Kasan geflogen war, traf ich Kurtschatow dort nicht an. Als er aus Moskau zurückkam, sagte er mir: „Wir werden die Arbeiten zur Kernphysik fortsetzen. Es gibt Informationen, denen zufolge die Amerikaner und die Deutschen an einer Atomwaffe arbeiten." – „Wie wollen wir das dann jetzt im Krieg zuwege bringen?" – „Mir wurde gesagt, wir sollten uns nicht scheuen zu verlangen, was wir brauchen. Wir sollen unverzüglich handeln."

Kurtschatow siedelte nach Moskau über. Und bald wurden von der Front und aus den verschiedensten Städten Physiker zu ihm abkommandiert. Eines Tages war die Reihe auch an mir.

Natürlich wußte ich damals nichts von dem Brief Flerows an Stalin. Flerow hatte, als er keine Informationen über die Uranspaltung mehr in amerikanischen Fachzeitschriften fand, den richtigen Schluß gezogen, daß man in den USA an der Entwicklung einer Atombombe arbeiten müsse. Auch wußte ich nichts darüber, daß im Frühjahr 1942 ein Brief an Stalin von S. W. Kaftanow, dem Bevollmächtigten für Wissenschaft im Staatlichen Verteidigungskomitee (GKO), gerichtet worden war, der dieselbe Information enthielt, nur in bezug auf Deutschland. Anlaß für diesen Brief waren Aufzeichnungen eines getöteten deutschen Offiziers gewesen, in denen sich Berechnungen befanden, die eindeutig auf eine Atomwaffe schließen ließen.

Mir war auch nichts darüber bekannt, daß zu jener Zeit für den Leiter unseres Uranprojekts drei Personen – Joffe und seine zwei Schüler Kurtschatow und Alichanow – zur Diskussion standen. Kurtschatow war ursprünglich gar

uns im Nacken

nicht der Kandidat Nr. 1. Der erste Berater des Bevollmächtigten für Wissenschaft im GKO, Professor S. A. Balesin, erinnert sich: „Zunächst hatten wir Kurtschatow nach Moskau gerufen, einfach, um ihn kennenzulernen. Er trat ein und verblüffte alle: mit seinem bescheidenen Auftreten, mit seinem Charme, seinem gewinnenden Lächeln, der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit.“ Die erste Arbeit, die mir Kurtschatow auftrug, war die Isotopentrennung durch Thermodiffusion. An dieser Technologie ist nichts Ausgefallenes. Über sie hatten, nach deutschen Veröffentlichungen, bereits am physikalisch-technischen Seminar Vorlesungen stattgefunden. Und das war Kurtschatow offenbar wieder eingefallen. Ich sagte ihm: „Aber auf demselben Seminar hat doch Arzimowitsch andere, vielversprechende Trennungsverfahren vorgeschlagen.“ Kurtschatow erwiderte, daß wir verschiedene Wege untersuchen sollten. Ich: „Aber warum denn Unnötiges?“ – „Der Teufel weiß, was nötig ist und was nicht! Auf jeden Fall müssen wir auch diesen Weg untersuchen.“ – „Die Energieaufwendungen sind größer, die Sache wird sehr teuer.“ – „Jetzt geht es nicht um's Geld!“

Später stellte sich dann heraus, daß die Amerikaner eben diesen Weg beschritten hatten. Sie bauten ein Thermodiffusionswerk, und es funktionierte auch bei ihnen. Wir aber führten alle Versuche durch, bauten die Isotopentrennung, machten eine recht große Anlage in einem Moskauer Elektrizitätswerk und... verzichteten auf diese Variante zugunsten einer besseren.

Da war außerdem das Problem der Gewinnung superreinen Graphits, an dem sich unter direkter Leitung Kurtschatows damals W. W. Gontscharow und andere die Köpfe zerbrachen. In den Erinnerungen Gontscharows gibt es das bemerkenswerte Bekenntnis: „Wenn die Arbeiten Kurtschatows und seiner Mitarbeiter seinerzeit veröffentlicht worden wären, hätte die Speicherung verborgener Energie bei der Graphitbestrahlung ‚Kurtschatow-effekt‘ genannt werden können. In den USA hat diese Entdeckung der Wissenschaftler Eugen Wigner gemacht.“

Korrespondent: Man gewinnt den Eindruck, daß alle Fäden bei Kurtschatow zusammenliefen – die wissenschaftlichen wie die administrativen. Es haben doch aber über ihm noch weitere Verwaltungsstufen existiert, auf deren höchster Berija (Volkskommissar für Innere Angelegenheiten – d. Red.) stand. Noch höher hinauf war dann nur noch Stalin. Störten oder unterstützten sie die Verwirklichung des Projekts?

Alexandrow: Nun, wissen Sie, das ist eine sehr vereinfachte Sicht der damaligen Administrations-Pyramide. Das Wort Stalins war absolut entscheidend für das Schicksal des Projekts. Auf einen einzigen Wink Berijas hin hätte jeder x-beliebige von uns ins Nichtsein abtreten können. Doch der Gipfel der Pyramide war trotz alledem eben Kurtschatow. Das war unser Glück, denn in ihm verkörperten sich damals Kompetenz, Verantwortung und Macht. An dem Projekt arbeitete die intellektuelle Blüte der Sowjetwissenschaft, und viele ihrer Vertreter übertrafen auf ihrem Gebiet selbst Kurtschatow. Das ist übrigens ebenfalls ein Merkmal eines wahrhaft großen Talents in der Wissenschaft: Es fürchtet nicht, um sich Menschen zu scharen, die ihm auch widersprechen.

Korrespondent: Und wie war das Verhältnis Kurtschatows zur Macht über seinem Haupte?

Alexandrow: Stalin und dessen Umgebung mußten ihm glauben und vertrauen. Sie hatten einfach keine andere Wahl. Was die einzelnen Leiter und Generale betrifft, die in den oberen Kommandostellen uns übergeordnet waren, so konnte man sie in zwei Kategorien einteilen. Es gab solche, die zwar über reiche organisatorische Erfahrungen verfügten, beim Atomproblem natürlich bei Null anfingen. Sie scheuten sich jedoch nicht zu lernen und arbeiteten sich recht schnell in unsere Dinge ein. Die zweite Kategorie waren jene, die von unserer Sache zwar absolut nichts verstanden, dennoch Macht demonstrieren wollten. Sie hatten sie, und sie wollten sie auch gebrauchen. Viele von ihnen begriffen unser Problem lediglich auf dem Niveau: „Explodiert sie, oder explodiert sie nicht?“ Und wie ich es sehe, gehörte auch Berija zu ihnen.

Als wir Methoden zur Deuteriumgewinnung ausarbeiteten, reichte ich beim Komitee für Verteidigung den Vorschlag ein, unsere Technologie in einem Werk zu erproben. Damit das Weitere begreiflich ist, muß ich sagen, daß an verschiedenen Orten auch andere Wege erprobt wurden, und in einem Laboratorium hatte in einer Versuchsanlage eine Deuteriumsexplosion stattgefunden. Ich erhalte also eine Einladung zur Sitzung des Sonderkomitees. Folgendes Bild: Einige Militärs. Kurtschatow, Wannikow, Perwuchin, Malyschew, Machnjow (der General, der sich mit der Uranproblematik befaßte), Meschik (verantwortlich für den Betrieb, die Ordnung; später von Berija verhaftet). Mich hatte man zur einen Seite von Berija plaziert, zur anderen Machnjow. Er erstattet Bericht: „Lawrentij Pawlowitsch (Berija), der Genosse Alexandrow schlägt vor, ein Werk für die Gewinnung von Deuterium zu bauen.“ Berija sieht mich gar nicht. Er wendet sich allein Machnjow zu: „Und weiß der Genosse Alexandrow, daß eine Versuchsanlage explodiert ist.“ Der zu ihm: „Ja, er weiß es.“ – „Und Genosse Alexandrow zieht seine Unterschrift nicht zurück?“ – „Er zieht sie nicht zurück.“ Ich sitze neben ihm, er aber läßt sich nicht herab, mich selbst zu fragen. „Und weiß der Genosse Alexandrow, daß er selbst, wenn das Werk in die Luft fliegt, dahin fliegt, wo der Pfeffer wächst?“ Ich halte es nicht aus: „Das kann ich mir vorstellen!“ Er wendet sich mir zu: „Ziehen Sie Ihre Unterschrift nicht zurück?“ – „Nein, das tue ich nicht.“

Das Werk wurde gebaut. Gott sei Dank, es ist bis heute nicht explodiert.

Korrespondent: Wann hat Stalin den ganzen Ernst der atomaren Bedrohung erfahren? Nach Potsdam?

Alexandrow: Nein. Offenbar ist das bereits viel früher geschehen. Auf der Potsdamer Konferenz, als Truman ihm von der Erprobung der Atombombe Mitteilung machte, stellte er sich nur so, als wüßte und ahnte er nichts. Doch aus Berlin zurück, rief er Kurtschatow zu sich und überhäufte ihn mit Vorwürfen, warum dieser so wenig für seine Arbeiten verlange, die maximal beschleunigt werden müßten.

Korrespondent: Es ist bekannt, zu welch seelischem Drama sich Hiroshima für einige Atomphysiker entwickelt hat, die die amerikanische Bombe gebaut haben. Sind unsere Wissenschaftler von keinen solchen Zweifeln geplagt worden?

Alexandrow: Natürlich hat es Zweifel gegeben. Schließlich sind wir Menschen von Fleisch und Blut. Und dennoch haben unterschiedliche moralische Probleme vor den amerikanischen und vor den sowjetischen Wissenschaftlern gestanden. Das Ergebnis deren Arbeit ist Hiroshima. Unsere Bombe hat keinen getötet, im Gegenteil, sie hat schließlich sogar einen atomaren Weltbrand verhindert. Ich erinnere an den amerikanischen Plan eines Kernwaffenkrieges, der in einem geheimen Papier unter dem Namen „Dropshot“ für 1957 vorgesehen war. 300 Atombomben sollten über unserem Territorium explodieren. Das Gefühl der atomaren Gefahr war ein fast körperliches: Alle Grenzen des Landes vom Ring der amerikanischen Militärbasen umgeben, von denen es etwa einhundert gab. Jedes Flugzeug, das von ihnen aufstieg, konnte eine Atombombe tragen. In jenen Jahren schrieb die amerikanische Zeitschrift „Look“, daß die Isotopentrennung von der Sowjetunion frühestens in 20 Jahren bewältigt werden könnte. Damals stand aber hier auf dem Territorium, wo Sie sich befinden, bereits eine Versuchsanlage, die Isotope ganz einwandfrei trennte. Die Zeitschrift hatte sich da also gründlich geirrt.

Für das Plutonium brauchten wir einheimisches Uran. Viel mehr, als in den einzelnen vorsintflutlichen Vorkriegsgruben abgebaut wurde. Und hier erwiesen die fundamentalen Ideen Wladimir Iwanowitsch Wernadskis (1863–1945) von der Rolle der Radioaktivität in der Entwicklung des Planetensystems, darunter auch auf der Erde, die Ideen von der Urangeologie dem Lande einen Riesendienst. Mit dieser Seite des Projekts beschäftigte sich Wernadski selbst gemeinsam mit seinen Schülern Winogradow und Chlopin, Direktor des Radiuminstituts. Die ersten Portionen unseres Uranerzes – sie hatte man ja auf Eseln herausgeholt, abgepackt in Säcken!

Am 25. Dezember 1946 wurde „F-1“ („Der Physikalische Nr. 1“) angelassen – so hieß der erste sowjetische Atomreaktor. Das bedeutete, daß wir auch die weitere Technologie beherrschen würden. Und bald war die erste Menge Plutonium gewonnen. Einige Mikrogramm.

Als der „F-1“ im Bau war, wurde gleichzeitig auch im Ural der große Reaktor gebaut, in dem man schon Plutonium für die Waffe gewinnen konnte. Dann hatte man gerade erst „F-1“ angelassen, als der Industriereaktor schon fertig war. Übrigens war auch das radiochemische Werk, in dem das Plutonium aus dem im Reaktor bestrahlten Uran abgeschieden werden sollte, bereits lange vor dem Moment begonnen worden zu bauen, ehe man das Plutonium selbst in den Händen hatte. Kurtschatow ist mit wahnwitzigem Risiko für sich selbst soweit gegangen, große Werke errichten zu lassen, ohne die abgeschlossenen technologischen Lösungen und die Produkte dafür bereit zu haben. Als man den Industriereaktor im Ural fertig hatte, kommandierte Kurtschatow mich dorthin. Die ersten Mengen von Plutonium wurden dort für die Herstellung der ersten Atombombe produziert. Nun, alles weitere ist bekannt. Am 29. April 1949 fand auf dem Versuchsgelände die erste Explosion statt. Die Frist, die uns die amerikanischen Spezialisten dafür zugestanden hatten, war um fünf Jahre unterboten worden. Im Jahre 1954 aber, das die Amerikaner als das Jahr der sowjetischen Atombombe prognostiziert hatten, war bei uns schon das erste Kernkraftwerk der Welt für die friedliche Nutzung der Atomenergie in Obninsk in Betrieb.

Foto: FW-Archiv

Blindheit vor der Geschichte

ZEUGENVERN

**Eine FREIE WELT-Serie:
zeitgenössische Zeugnisse deuts
Dokumente, Erinnerungen,
Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinu
auf drei Jahrzehnte und ein Jahr:
Zusammenbruch des Kaiserreich
bis zur Gründung der DDR im Okt**

Die alte

Kaum zu Ende der letzte Krieg, als eine laute Stimme ertönte: „Deutschland hört nicht an der Elbe oder an der Oder oder an der Weichsel auf.“ Nicht einmal an der Weichsel: da war für Polen schon wieder kein Platz mehr. Die Stimme gehörte einem Professor Keyser aus Tübingen.

Wie dieser Herr Keyser dachten und sprachen auch Leute von größerem Gewicht. Allenfalls ließen sie die Weichsel weg. Hatten sie aber erst ihre rheinische Republik, gedachten sie wieder große Politik zu machen. Roll back hieß die – in Washington ausgegebene – Losung: zurückrollen wollte man die Rote Armee. Adenauer entdeckte in diesem Zusammenhang, daß Europa bis zum Ural reicht. Unterdessen sind vierzig Jahre ins Land gegangen, und sie drehen noch immer – Herr Waigel, Minister im Kabinett Kohl und Chef der bayrischen CSU, hat es uns gerade vorgeführt – die alte, ausgeleierte Gebetsmühle: das Reich nicht untergegangen, die „deutsche Frage“, mitsamt dem Anspruch auf die ehemaligen Ostprovinzen, offen.

Zu diesem weltfremden, aberwitzigen Konzept hat ein kompetenter Zeitzeuge, der übrigens seine Vorbehalte gegen Theorie und Praxis des Marxismus nie verheimlicht hat, nämlich Golo Mann, Historiker von hohem Rang, Sohn von Thomas Mann, vor 25 Jahren schon sein kritisches, gelegentlich sarkastisches Wort gesagt. Und er hat

ERNEHMUNG

eutscher Zustände –

einungen. Rückblick
ahr: vom
eichs im November 1918
Oktober 1949

e Leier

daran erinnert, daß die unentwegt strapazierten, angeblich unentbehrlichen Grenzen von 1937 eben jene Grenzen waren, die zwischen 1919 und 1938 von allen „Nationalgesinnten", und das waren beileibe nicht nur Hitlers Parteigänger, wütend bekämpft wurden als „Schmach" und himmelschreiendes Unrecht, das die Siegermächte des ersten Weltkriegs dem beschnittenen Restreich im „Schanddiktat" von Versailles angetan hatten. Grenzen also, die man um jeden Preis, wenn nicht anders denn mit Gewalt, revidieren wollte. Was ja dann auch geschehen ist. Der Vorwand für Hitlers Krieg hieß bekanntlich Danzig, das ihn, wie man weiß, im Grunde herzlich wenig interessierte. Wonach würden – Golo Mann kennt seine Pappenheimer – Leute vom Schlage des Herrn Waigel, einmal in Breslau angekommen, schreien? Nach Danzig. Und dann wären sie fast schon an der Weichsel.

Die Grenzen sind gezogen und vertraglich festgeschrieben. Staatsrechtliche Spitzfindigkeiten ändern da nichts mehr. Daß der „ganze blutige Film" nicht noch einmal gespielt wird, hängt, nicht zuerst, aber auch nicht zuletzt, damit zusammen, daß zwischen Polen und der Bundesrepublik seit vierzig Jahren ein zweiter deutscher Staat von ganz anderer Art existiert.

Jürgen Jessel

Fotos: Prokop, „Stern"

Unkenntnis der Geschichte

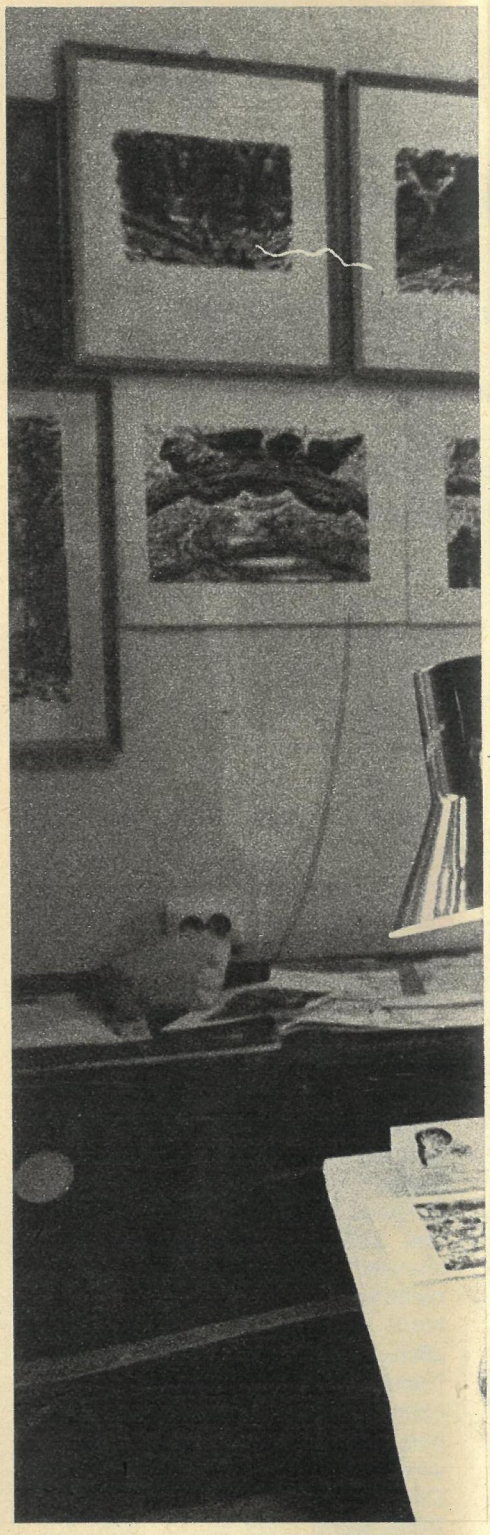
„‚Bismarcks Werk ist dahin', hat Max Weber 1918 geschrieben. Wenn dieser Satz damals noch nicht völlig zutraf, seit 1945 tut er es; und von dem Leitbild des Bismarck-Reiches als einem für die politische Existenz der Nation ausschließlich und ewig legitimen müssen wir uns trennen."

„Schon kann man aus dem Munde der Politiker die Behauptung hören, seit 1914 sei Deutschland (gemeint ist die Bundesrepublik – J. J.) nie so machtvoll dagestanden. Folglich wird die Versuchung stärker, die Resultate auch des zweiten Krieges, auch im Osten, als undauerhaft und ungültig anzusehen und mindestens – mindestens – die Restaurierung des Reiches von 1937 zu erstreben. – Es ist nicht einzusehen, warum man, wenn dies erreicht wäre, dort stehenbleiben sollte; warum dann nicht der ganze blutige Film noch einmal gespielt werden sollte."

Golo Mann: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts

Geschnitten und

Ein Ei hat eine glatte Schale, etwas ist darin, aber wir kennen es nicht. Es ist im Werden, vielleicht wird es gut. Hoffentlich, wir können Hoffnung haben. Wenn die Schale endlich zerbricht, wird man es sehen. Aber dann ist es schon fertig, dann kann es schon fliegen: Die Leipziger Grafikerin Christa Jahr denkt oft nach über ihre Hoffnungen, über die ganz privaten und über die, die sie mit anderen teilt. Das außen makellose, geheimnisvolle Ei taucht auf ihren Blättern immer wieder auf, nun mit der Sphinx auf dem neuen Holzschnitt „Der Schrei". Es ist eines der Symbole, die sie oft verwendet. Tiere, Engel sind andere. Ihre Grafiken – Holzstiche, Holzschnitte zumeist – geben ihr Geheimnis nicht leicht preis. Sie sind verschlüsselt, doch man kann den Schlüssel finden. Jeder seinen, so wünscht sie es sich, eindeutig, einschichtig, durchsichtig sind ihre Bilder nicht. Sie weiß ja selbst, auch sie durchschaut nicht alles. So sind die Bilder auch Fragen, die sie sich stellt. Mit kühlem Verstand allein, mit



Die Grafikerin Christa Jahr in ihrem Atelier. An der Wand auch Blätter aus ihrem Holzschnittzyklus „Wolgograd"

Nicht blind, noch lahm. Zu Juri Oleschas „Neid". Holzstich. 1979 (rechts)

Gleich. Holzschnitt. 1986 (unten)

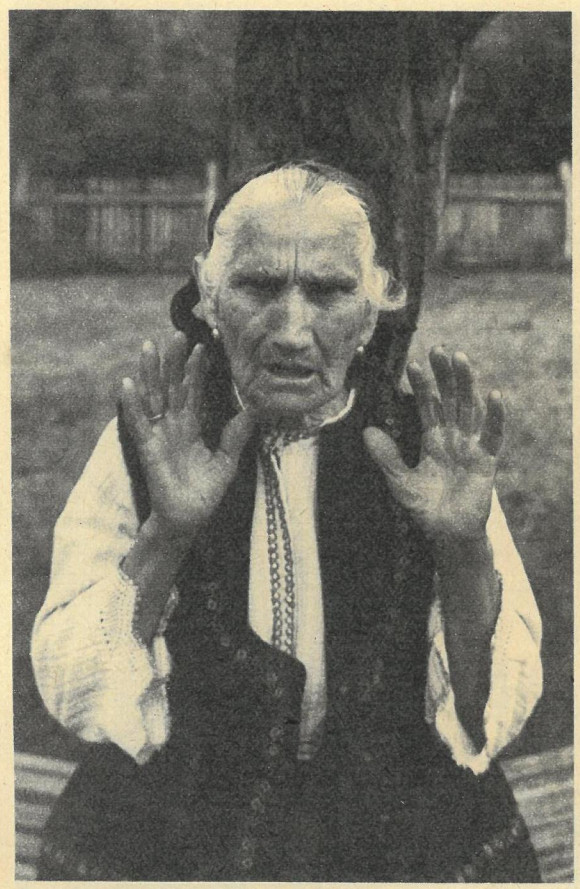
Der Schrei. Holzschnitt. 1989 (unten rechts)

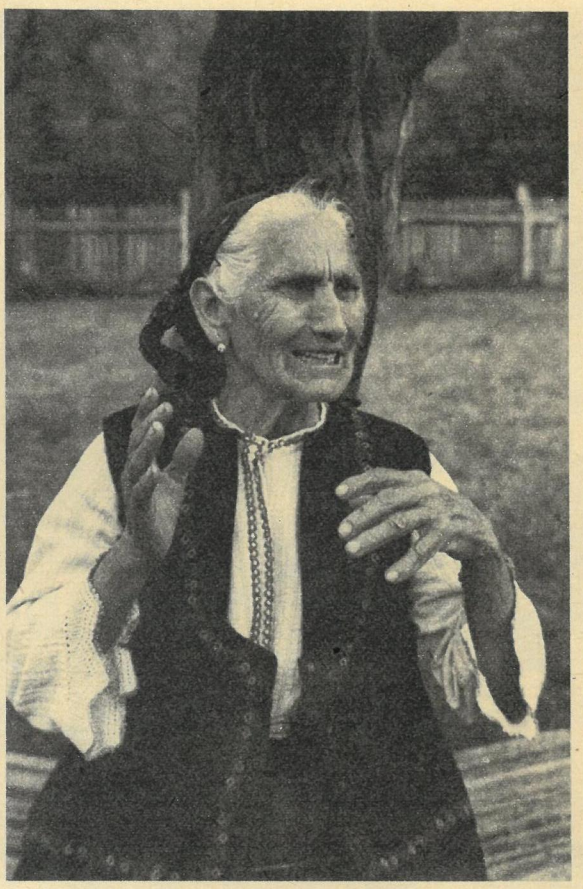
gestochen

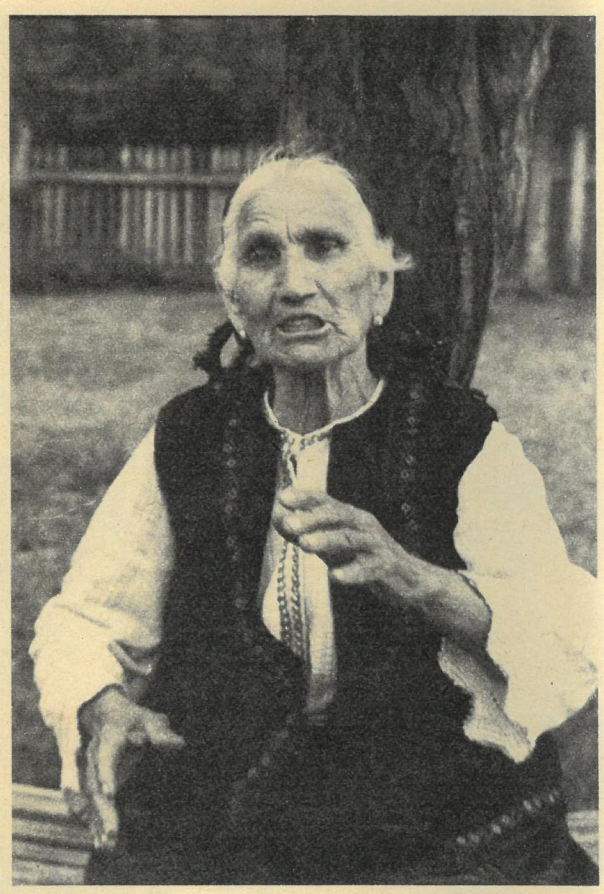
Schablone und Berechnung wird man nicht weit kommen, Phantasie und Gefühl, wie sie die Künstlerin einbringt, sind auch beim Betrachter gefragt. Die Mühe des Suchens wird zum Genuß, man kann durch Christa Jahrs Bilder wandern, es gibt viel zu sehen, Kunstvolles, Feinsinniges. Immer öfter werden die Linien auch kräftiger.

Sechzehn Jahre lang hat Christa Jahr vor allem Bücher illustriert, an die fünfzig mögen es sein. Sie hat dabei viel Kraft gelassen, sagt sie, und sie ist froh, jetzt keinen Auftrag zu haben. Zu vielen Texten sowjetischer und russischer Autoren hat sie sich und den Lesern ein Bild gemacht – auch dafür erhielt sie in diesem Jahr den Kunstpreis der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft –, Satirisches darunter, das scheint ihr besonders zu liegen. Die Illustrationen sind filigran, aufwendig, so viel Mühe kann kein Verlag angemessen honorieren. Die Feinheiten des Holzstichs verlangen höchste Konzentration und scharfen Blick. Die Augen haben gelitten. Seit einiger Zeit hat sich Christa Jahr dem größerformatigen, derberen Holzschnitt zugewandt. Die Themen sucht sie jetzt allein, vieles in ihr will noch gestaltet werden. Nicht, daß sie sich bei Buchillustrationen verleugnet hätte, sagt sie, aber sie möchte doch einmal frei sein für das ganz Eigene. Das ist zum Beispiel ein Holzschnittzyklus zu Wolgograd, angeregt durch eine Reise, an dessen Blättern sie immer wieder arbeitet; das ist das Thema Hoffnung. Sie weiß selbst noch nicht immer genau, wohin das will, sie genießt das freie Sichausdrücken und -ausprobieren. Und von einem besonders anregenden Buch, wie es seinerzeit Juri Oleschas „Neid" – jener 1927 entstandene groteske Roman über den gebildeten Kleinbürger nach der Revolution – für sie war, könnte sie sich durchaus wieder einmal zu Illustrationen hinreißen lassen. Nicht die rechte Zeit, sagt sie, über mich zu schreiben. Eines ist vorläufig abgeschlossen, was das Neue bringt, wird man später sehen.

Constanze Treuber (Text)
Fred Schindler
(Foto und Reproduktionen)

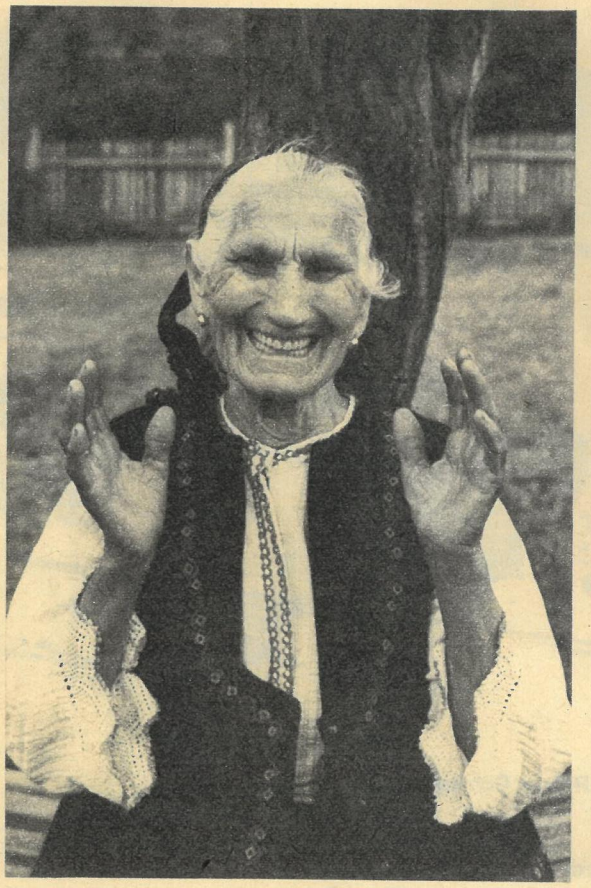


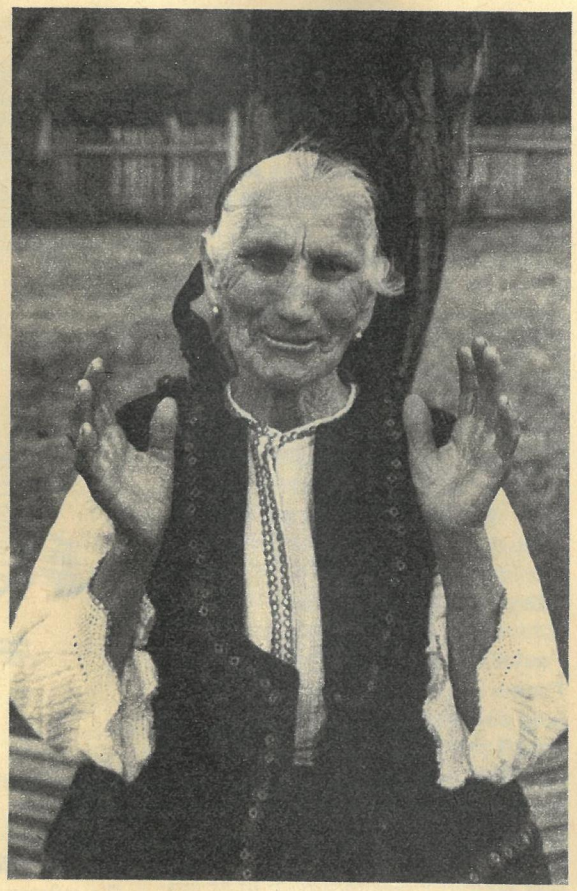




Lügen-Barone

1. Tatort: Ethnographisches Freilandmuseum Etar/Bulgarien.
2. Tatzeit: 21. Mai 1989.
3. Täter: 30 Lügner
4. Tatwaffe: Humor
5. Tatumstände: 2. Nationales Festival „Blagolasch", ein Wettbewerb der besten Geschichten-Erzähler.
6. Vernehmung einer Angeklagten: „Maria Tscherkesowa, die hinter Ihrem Ohr (rechts) versteckte Rose soll offensichtlich verbergen, daß Sie's faustdick hinter beiden Ohren (rechts und links!) haben. Schildern Sie uns kurz Ihren Entwicklungsweg."
„Ich wurde vor 77 Jahren in einem Dorf nahe Plowdiw geboren. Schon als unschuldiges Kind hörte ich Großvaters Geschichten – traurige, lustige, haarsträubend wilde, wahre und erdachte. Auch mein Vater war ein herrlicher Blagolasch! 100 Jahre wurde er alt. Wissen Sie, was man in 75 Jahren einem Kinde alles beibringen kann? Ich hab's behalten..." „Und weitergetragen?!" „Gewiß. Ich wandere durch's ganze Land, erzähle auf Hochzeiten und Kindstaufen, auf Dorffesten und in Schulen. Schön ist es, abends unterm Nußbaum zu sitzen und den Alten zuzuhören. Am liebsten habe ich Erzählungen, bei denen das Herz jubelt. Da freu ich mich, daß der bulgarische Humor nicht totzukriegen ist..." „Geben Sie zu, daß Sie 65 Geschichten auf Band gesungen und gesprochen haben und nach Sofia ins Institut für Folklore schickten – unter dem Vorwand, daß das Erbe nicht sterben darf?" „Ich gebe es zur." „Geben sie fernerhin zu, daß Sie





noch heute, in Ihrem Alter, alle alten Volkstänze tanzen?“ „Ich gebe es zu.“ „Geben Sie zu, daß Sie 1. vor zwei Jahren in Kopriwtschiza eine Goldmedaille bekamen, weil Sie 2. zu den besten Flunkerern des Landes gehören?“ „Das erste ja. Das zweite zuzugeben, verbietet mir meine Bescheidenheit.“

7. Anhörung eines Sachverständigen: „Ich, Dr. Georg Kraew, bin Ethnograph am Institut für Folklore an der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften. Jedes Jahr fahren wir von der Sektion Humor fünf Wochen über Land, forschen nach Geschichten und Talenten. Ich kann bestätigen: Die Tradition der Volkserzähler und edlen Lügner wird hochgehalten! Ich habe Beweismaterial, daß die Quelle, aus der wir Bulgaren unser Lachen schöpfen, unerschöpflich ist…“

8. Gerichtsskandal: Als Beweis, daß in ihrem Dorf die heißblütigsten Frauen Bulgariens leben, führte Elena Neschewa vom Stamme der Turlatzi an: „Fällt bei uns ein Mädchen in einen Schneehaufen, kann sie beim Aufstehen schon Maiglöckchen pflücken.“ Vom Sachverständigen wurde nachgewiesen, daß es sich nicht um Maiglöckchen, sondern um Kuhschellen handelt. Wegen Nichtachtung der Würde des Gerichts wurde die Bibliothekarin mit einer Ordnungsstrafe belegt. „Balkan-Tourist“ hofft, durch Begleichung der Summe mit dem Heimatort der Angeklagten ins Geschäft zu kommen.

9. Schlußwort der Angeklagten: Wir bitten um Bewährung bis zum Festival in zwei Jahren.

10. Urteil: 1. Preis – Tanja Bikarska, 15 Jahre alt, (Bild unten, Mitte). Das Gericht folgte dem Antrag des Staatsanwalts und empfahl die Einweisung der jugendlichen Täterin in eine Schauspielschule. Preis der Zeitschrift „Folklore“ – Maria Tscherkesowa, bei der auch der Tatbestand der Landstreicherei erfüllt ist (siehe Beweisfotos oben).

11. Unser Gerichtsbericht: Es bleibt abzuwarten, ob die These der Zeugen K. K. und H. Sch., daß das Lachen zu den Produktivkräften zählt, in der Praxis wiederum bestätigt wird.

Karin Kopp (Protokoll)
Hannes Schreiber (Bilddokumente)

Der Band Pasternak, Prosa und Essays, dem wir diese Erzählung entnahmen und der im Herbst erscheinen wird, eröffnet eine auf vier Bände konzipierte Edition der Werke Boris Pasternaks im Aufbau-Verlag. Lyrik, Briefe sowie der Roman „Doktor Shiwago" werden in die Ausgabe miteinbezogen, die durch einen Band „Erinnerungen an Pasternak" ergänzt wird. Diese Ausgabe stellt in dem Umfang die erste größere Auswahl aus dem reichen poetischen und epischen Schaffen des Dichters im deutschsprachigen Raum dar. Boris Pasternak (1890–1960), den André Malraux bereits 1935 als „einen der größten Dichter unserer Zeit" bezeichnete, war unbestritten eine der seltenen Integrationsfiguren in der literarischen Welt des 20. Jahrhunderts. Pasternak, zu dessen zentralem Thema die widersprüchliche Stellung des Künstlers in der Gesellschaft wurde, blieb als sensibler Beobachter und feinnerviger Dichter immer aufnahmebereit für gesellschaftliche Veränderungen und soziale Wandlungen. Kunstverständnis und Weltsicht entsprachen ganz seiner Auffassung vom Schöpfertum eines Künstlers, dem er zwei Eigenschaften zuordnet, völlige Natürlichkeit und absolute geistige Freiheit. Der hier vorliegende Text entstand als eine selbständige Studie zu größeren Prosaarbeiten.
Eckhard Thiele übertrug sie ins Deutsche. Herausgeber von Pasternak, Gesammelte Werke in Einzelbänden, ist Fritz Mierau.

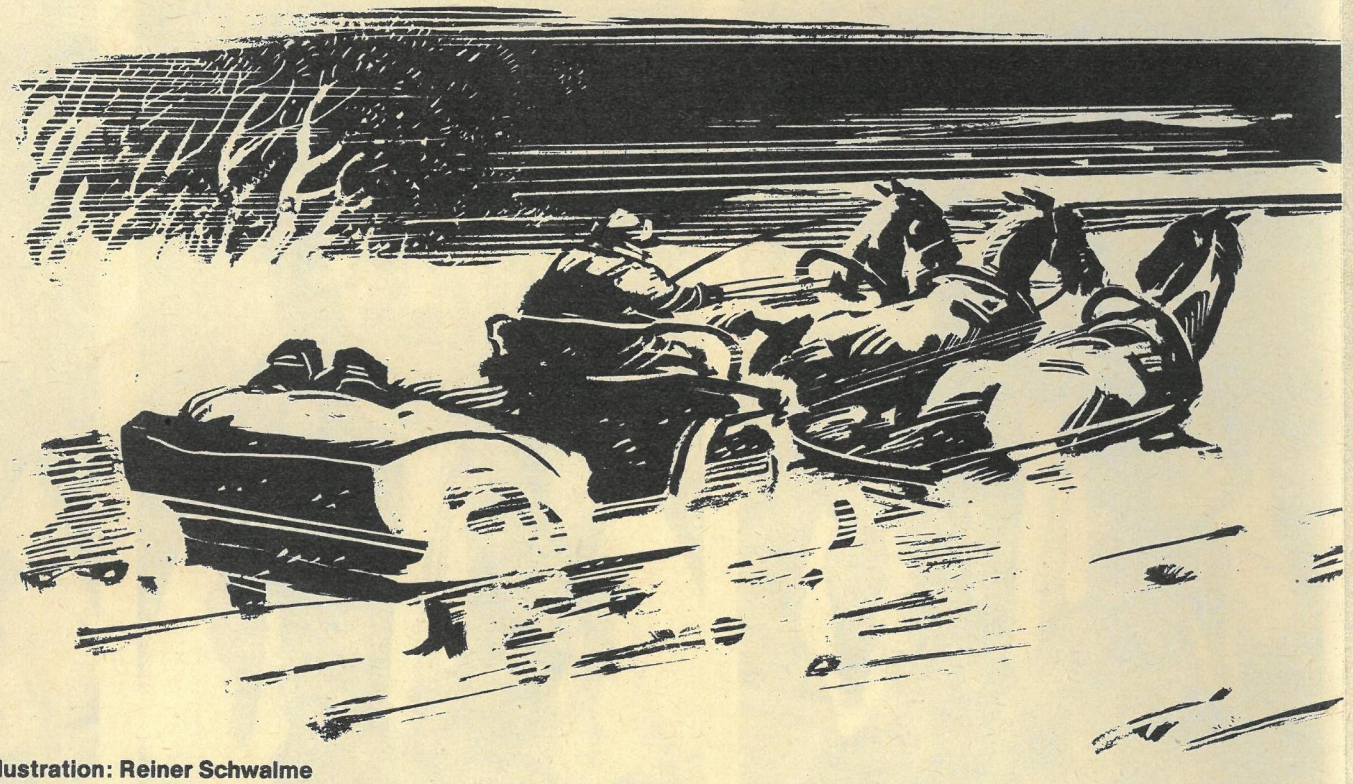


Illustration: Reiner Schwalme

Er hatte einen Bruder. Der kam im knirschenden Schnee ums Haus, stieg die knarrenden vereisten Stufen des Vorbaus hinauf, klopfte, wie man an die Tür eines schneesturmumwehten Hauses klopft, wenn der Eiswind die Faust erstarren läßt, in die Ohren pfeift und heult, noch mehr, noch stärker zu klopfen... indes er selbst an die Fensterläden trommelt, um das Klopfen zu übertönen und die Hausbewohner zu täuschen.

Er wurde gehört. Ihm wurde geöffnet. Das Haus stand auf einer Anhöhe. Ihm riß es die Tür aus der Hand, mitsamt dem Handschuh. Während der durch die Luft flog und eingefangen werden mußte, wogte das graue Schneesturmfeld in den Vorraum, blies gegen die Lampen, und ans Ohr drang fernes Klingen eines Glöckchens, das auf weitem Feld unterzugehen drohte und mit erstickender Stimme um Hilfe rief. Herangetrieben wurde es vom unaufhaltsamen Sturmgewirbel, das die Tür gepackt hatte, im Auf und Ab des Weges, der in teuflischer Geschwindigkeit unter den Schlittenkufen wegsauste, so daß der Schnee kilometerweit sichtbar in Säulen emporstob.

Als man die Tür festgehalten und zugesperrt hatte, erhoben sich alle zum Empfang des Gespenstes, das in Filzstiefeln, wie auf Hintertatzen, in der Tür des Vorraums stand.

„Bekommen wir einen Schlitten?" fragte Kowalewski.

„Ja, der Pferdeschlitten ist unterwegs. Sie müssen sich reisefertig machen." Er leckte sich die Lippen, wischte die Nase.

Das gab ein Durcheinander. Bündel und Körbe wurden hinausgeschafft, und die Kinder, die seit dem Einbruch der Dämmerung quengelten, seit sie Rosinenabwiegen gespielt hatten, um den Tisch frei zu machen, unnötiger-, dummerweise, denn wie sich herausstellte, war schon alles verpackt, zu besprechen aber hatte man wohl nichts, noch war viel Zeit, die Kinder also brachen in Geschrei aus, einer behauptete vom anderen, daß er – Petja, ich nicht – weine, weil der Vater wegfahren würde, und sie suchten bei den beiden Müttern in der Schürze Zuflucht, wollten Recht bekommen, der Dämmerung entrinnen, den Korinthen, dem Schneesturmfeld und dem Chaos, von den wegreisenden Vätern und den Lampen, Körben und Pelzmänteln.

Statt derer wurden sie, wie auf ein Zeichen, von den Kinderfrauen und den Müttern auf die Arme genommen, in der Gemütsaufwallung, alles geschah plötzlich, in den Korridor getragen und im Hausflur, beide Türflügel waren den Fuhrleuten aufgesperrt, den Abreisenden gereicht. Die Köpfe wurden entblößt. Alle küßten einander und bekreuzigten sich, von Rührung ergriffen, eilends und zur Eile drängend.

Mit dem Licht in der Hand, das in die Nacht hinausflackerte, ohne sich auf dem Schnee auszubreiten, eilten die Tataren, drei Mann, doch schienen es zehn zu sein, zu den hintereinandergespannten Pferden. Kaum hatten sie sich gebückt, um die Stränge und die Fesseln abzuleuchten, sprangen sie auf und machten sich wie besessen zu schaffen, liefen umher, schwenkten die Laterne zu den rings um den Reiseschlitten stehenden Truhen, zur Rückseite des Schlittens, zu den Mäulern der Pferde, auf denen der Wind eine schmale Girlande in die Luft zu reißen schien, nach dem Schnee, dem Bauchgurt und den Weichen der Tiere.

Der Augenblick der Abreise hing von ihnen ab. Ringsum aber rauschten die Wälder im Schnee, träumten die Felder im Schnee, und die ungestümen Geräusche der Nacht, sie schienen tatarisch zu können, stritten laut mit Minnibai, der auf das Verdeck des Reiseschlittens gestiegen war, hielten seine Hände fest und rieten ihm, die Koffer anders zu verpacken, als es ihm Gimasetdin zurief, und anders, als es der von einem Windstoß zu Boden geworfene, ganz heiser gewordene Galliula für richtig befand. Der Augenblick der Abreise hing von ihnen ab. Die Tataren drängte es, die Peitsche zu nehmen und sich mit einem Pfiff der Freiheit der verwegenen Fahrt hinzugeben. Nach alledem waren die Pferde nicht mehr zu halten. Unwiderstehlich, wie es den Trinker nach dem Schnapsglas verlangt, und von Sekunde zu Sekunde heftiger, sehnten sich die Fuhrleute nach der Eintönigkeit des Antreibens und Zuredens. Mit fieberhaften, wilden Bewegungen, wie Alkoholikerhände in äußerster Gier, zerrten sie den Herrschaften noch einen bäurischen Rock über ihren Pelzmantel. Nun schickte das Licht den Zurückbleibenden den letzten Kuß zum Abschied. Golzew hatte sich bereits in den Schlittenkasten gezwängt. Ihm nach kroch Kowalewski, der sich in seinen drei Paar Mantelschößen verfing, unter die Decke. Wie taub in dem mit stumpfem Filz ausgeschlagenen Nest, ließen sich die beiden in die Kissen, das Heu, die Schaffelle sinken. Das Licht erschien auf der anderen Seite, und plötzlich sank es und verschwand.

Der Reiseschlitten ruckte und erzitterte. Er rutschte ein Stück, bekam Schlagseite und drohte umzukippen. Ein leises, wie aus der Tiefe einer asiatischen Seele kommendes Pfeifen, und nachdem sie das Gefährt mit der Schulter geradegestemmt hatten, schwang sich Minnibai, Gimasetdin nach, aus vollem Lauf auf den Kutschbock.

Der Schlitten schwebte wie auf Flügeln davon. Er versank im nächsten Wäldchen. Hinter ihm blieb, störrisch und heulend, das Feld. Es freute sich über den Untergang des Schlittens. Der verschwand spurlos zwischen den Zweigen, die wie Bettlerschuhe waren, in der Biegung der Ausfahrt zur Chaussee nach Tschistopolje und Kasan. Hier stieg Minnibai ab, wünschte dem gnädigen Herrn eine glückliche Reise und verschwand, wie Staub im Schneesturm. Sie jagten unentwegt weiter auf der pfeilgeraden Landstraße.

Als ich mich anschickte, hierherzureisen, habe ich sie gebeten mitzukommen, dachte der eine, die Nässe des tauenden Pelzes atmend. Das war, wie erinnerlich, folgendermaßen. Vor dem Theater stauten sich zahlreiche Straßenbahnen, und an der vordersten drängte sich eine aufgeregte Menschenmenge. „Die Vorstellung hat begonnen", teilte der Logenschließer flüsternd mit und schob, schreckensbleich, mit der Hand den Vorhang hinter sich beiseite, der den schwarzen Schlund der Logen trennte von den beleuchteten Garderoben, den Bänken, Gummischuhen und Theaterplakaten. In der Pause (sie zog sich in die Länge) promenierten sie, warfen verstohlene Blicke in die Spiegel und wußten nicht, wohin mit den Händen, Bekannte und Fremde gleichermaßen mit gerötetem Gesicht, in Hitze geraten. „Wenn ich alles bedenke", sie nahm einen Schluck Selterswasser, „dann weiß ich nicht, was ich wählen und wie ich handeln soll. Deshalb wundern Sie sich bitte nicht, wenn Sie hören sollten, daß ich als Krankenschwester gefahren sei. Dieser Tage werde ich mich der Gemeinschaft barmherziger Schwestern anschließen." – „Fahren Sie lieber mit mir an die Kama", sagte er. Sie lachte auf.

Die Pause zog sich in die Länge, weil der Beginn des zweiten Aktes eine mu-

Boris Pasternak

Ungeliebtsein

Ein Kapitel aus einer Novelle

sikalische Einlage vorsah. Die stand und fiel mit der Oboe. Die Oboe aber war der unglückselige Grund für den Stau der Straßenbahnen vor dem Theater.

„Er ist verstümmelt", teilten die Leute einander leise mit, während sie ihre Plätze einnahmen, indes der farbige Saum des Vorhangs aufleuchtete.

„Man hat ihn tot unter den Rädern hervorgezogen", hatten sie von Bekannten erfahren, als sie sich ihre schweren Gummischuhe auf der Matte abtraten und die Enden der aus Muffs und Ärmeln heraushängenden Tücher und Schals mitschleppten.

Und jetzt werden sie staunen, dachte der eine, bemüht, die Bewegung seiner Gedanken der des Schlittens anzupassen und Schlaf zu finden im einschläfernden Schaukeln.

Der andere dachte über das Ziel ihrer plötzlichen Reise nach. Er dachte über die Ereignisse nach, über seine ferne Knabenzeit, darüber, wie man ihn jetzt dort empfangen würde, und darüber, was er zuallererst tun, was er sich vornehmen und womit er anfangen mußte. Er dachte, Golzew schlafe, und merkte nicht, daß Golzew munter war, während er selber schlief, von einem Schlummer in den nächsten fiel, von einem Schlagloch ins nächste, zusammen mit seinen Gedanken über die Revolution, die ihm wieder, wie einst, teurer waren als der Pelzmantel und teurer als das Gepäck, teurer als Frau und Kind, teurer als das eigene Leben und das fremde und von denen er selbst im Schlaf um keinen Preis lassen würde, nachdem er sich einmal an ihnen festgeklammert und gewärmt hatte.

Ganz von selbst, teilnahmslos hoben sich die Augenlider. Ihr Erstaunen war unbewußt. Das Dorf ruhte im tiefen Schlaf, wie tot. Der Schnee glitzerte. Die Troika bog ein. Die Pferde schwenkten vom Weg ab und blieben, zusammengedrängt, stehen. Es war eine stille, klare Nacht. Das Leitpferd blickte mit erhobenem Kopf von der Höhe einer Schneewehe in etwas weit Zurückgebliebenes. Hinter der Hütte, in die Frostluft eingesponnen, leuchtete geheimnisvoll dunkel der Mond. Nach der Feierlichkeit der Wälder und der Schneesturmeinsamkeit der Felder war es ein märchenhaftes Wunder, auf eine menschliche Behausung zu stoßen. Die schien sich ihrer Unheimlichkeit und Märchenhaftigkeit bewußt zu sein und hatte es in ihrem Glitzern nicht eilig, auf das Klopfen des Fuhrmanns zu antworten. Sie schwieg und wahrte ihren bedrückenden Zauber. Der Schnee glitzerte.

Doch bald begannen zwei Stimmen, ohne daß einer den anderen gesehen hätte, laut übers Tor hinweg miteinander zu reden, und die ganze Welt teilten sich diese beiden, die sich in der grenzenlosen Stille durch die Balkenwand unterhielten, und der, der öffnete, nahm die Hälfte, die nach Norden schaute und sich hinter dem Dach der Hütte auftat, der Wartende aber jene, die das auf der Schneewehe schmal aufragende Leitpferd sah.

Auf dieser Station hatte Gimasetdin nur Kowalewski geweckt, und den jetzigen Fuhrmann hatte Golzew gar nicht zu Gesicht bekommen. Hingegen erkannte er sofort Dementi Mechanoschin, dem er einst im Büro, also etwa sechzig Werst von hier, eine Bescheinigung ausgestellt hatte, daß er im letzten Jahr mit seiner Troika Fahrten zwischen Biljar und Sjuginskoje ausgeführt und somit der Landesverteidigung gedient habe.

Es war merkwürdig, sich vorzustellen, daß er damals eine Bestätigung für die Hütte und den Hof ausgestellt und, ohne sie überhaupt zu kennen, das märchenhafte Dorf und die Sternennacht bezeugt hatte.

Während auf dem Hof die Pferde gewechselt wurden und die schläfrige Fuhrmannsfrau Tee reichte, während die Uhren tickten, die Unterhaltung nicht recht in Gang kommen wollte und träge Wanzen über die Kalender und die gekrönten Häupter krochen, während die Schnarcher auf den Bänken gleichmäßig, aber, wie unterschiedlich angetriebene Mechanismen, durcheinander sägten und pfiffen, ging Dementi ein und aus, bei jedem Erscheinen völlig verändert, je nach dem, was er vom Haken nahm oder unter dem Federbett hervorzog. Das erstemal trat er, im Kittel, wie ein gastfreundlicher Bauer ein, um seiner Frau zu sagen, sie solle den Herrschaften Tee mit Zucker und Weißbrot anbieten, das zweitemal, in einer Joppe wie ein Arbeiter, um die Pferdeleine zu holen, und beim drittenmal schließlich kam er im langen, breiten Bauernrock wie ein Postfuhrmann, sagte, ohne einzutreten, sich aus dem Vorraum nur hereinbeugend, die Pferde stünden bereit, es sei schon vier Uhr, Zeit zum Aufbruch, und ging, die Tür mit dem Peitschenstiel zustoßend, hinaus ins Dunkle, Freie, mit klirrenden Schritten.

Die ganze übrige Reise entging dem Bewußtsein der beiden. Der Tag dämmerte, als Golzew erwachte, und auf dem Feld lag Nebel. Darauf, sich streckend und dehnend, schwer und rauchend ein endloser Wagenzug; sie überholten ihn, und deshalb schienen die mit Brennholz beladenen Schlitten auf der Stelle zu stehen und die Fuhrleute sich nur zum Wärmen die Beine zu vertreten, nur herumzuschreien, während sie sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite beugten, und zu schaukeln, ohne vorwärtszukommen.

Der breite Landweg verlief neben dem Pfad, auf dem sie dahinsausten. Er lag viel höher. Zwischen den nicht erloschenen Sternen stampften Beine, auf und nieder, bewegten sich Arme, Pferdemäuler, Baschlyks und Bauernschlitten. Es war, als wollte selbst der graue, mühevolle Morgen in Vorstadtnähe auf starken feuchten Schwaden am klaren Himmel dorthin schweben, wo er einen eisernen Ofen, Ziegel von Fabrikgebäuden, nasse gelagerte Kohle, heißen, armseligen Brandgeruch und Rauch vermutete. Der Reiseschlitten aber flog dahin aus Mulden heraus und über Schlaglöcher hinweg, das Glöckchen läutete mit erstickender Stimme, der Wagenzug schien kein Ende zu nehmen, und längst hätte die Sonne aufgehen müssen, doch die Sonne war noch weit.

Die Sonne war noch weit. Bis Sonnenaufgang blieben noch fünf Werst, eine kurze Rast an der Einfahrt, die Unterredung mit dem Fabrikdirektor und langes Schlurfen auf dem Läufer im Vorzimmer.

Dann schaute sie hervor. Sie kam mit ihm zusammen ins Direktorzimmer, lief über den Teppich und lächelte, als sie hinter den Blumentöpfen verschwand, über die Käfige und die Vögel am Fenster, die Tannen draußen, den Ofen und sämtliche vierundvierzig Lederbände des russischen Brockhaus.

Während der gesamten Unterhaltung zwischen Kowalewski und dem Fabrikdirektor spielte der Hof vor dem Fenster, hörte nicht mehr auf zu spielen, wurde nicht müde, Türkis zu verstreuen und Bäche herber Schweißperlen von den Tannenzweigen, Tropfen geronnenen Rauhreifs und Harz.

Der Direktor deutete mit den Augen auf Golzew.

„Das ist mein Freund", warf Kowalewski lebhaft ein. „Vor ihm können wir offen reden. Seien Sie unbesorgt. Sie kannten also die Breschkowskaja?"

Plötzlich erhob er sich und rief, an Golzew gewandt, wie erschrocken:

„Aber meine Papiere? Wie ich es vorausgesagt habe. Ach, Kostja! Was machen wir jetzt?"

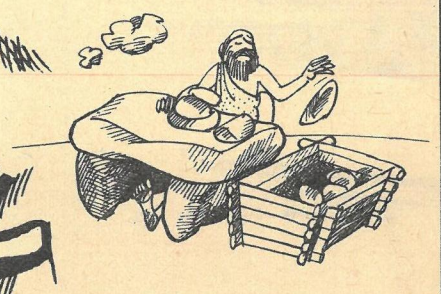
Der verstand ihn nicht gleich.

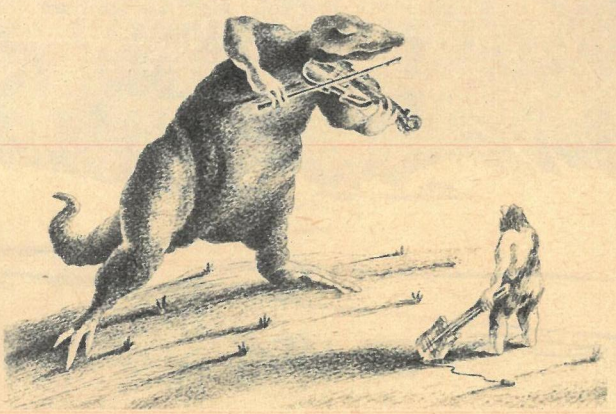
„Den Paß habe ich bei mir."

„Die Rolle", unterbrach ihn Kowalewski verärgert, „ich hatte Sie doch gebeten, mich daran zu erinnern."

Fortsetzung auf Seite 41

Wer Steine und Eier verpackt, soll die Steine nach unten legen. Wilhelm Busch





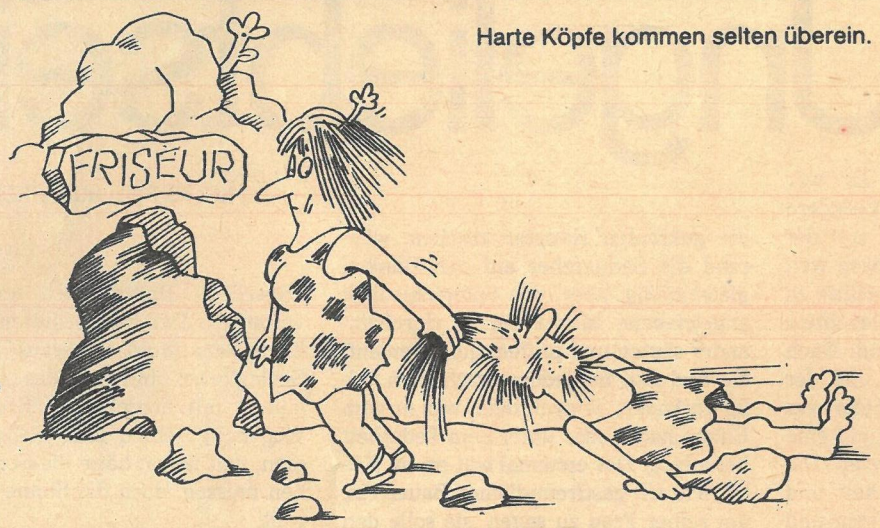
Kopelnizki, Tschernowzy

Die Saurier des Trias legten ihre Eier in die Sonne, was dann damit geschah, da kümmerte sich kein Mensch drum.

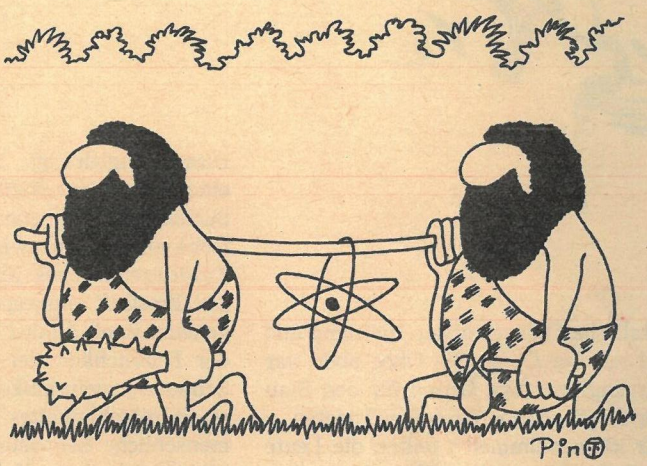
Kopelnizki

Eine Tatsache wiegt schwerer als ein Fuder Beweise.

Harte Köpfe kommen selten überein.



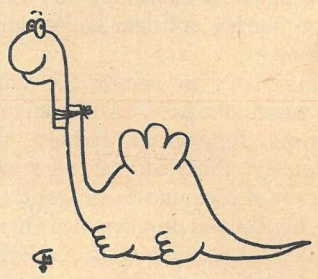
Daniel, Prag



Fuglewicz, Wroclaw

Je härter der Stein, desto schöner die Funken. Sprichwort

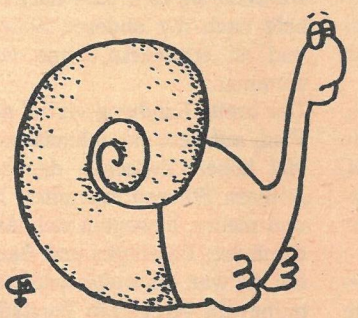
Strelzow, Leningrad



Strelzow

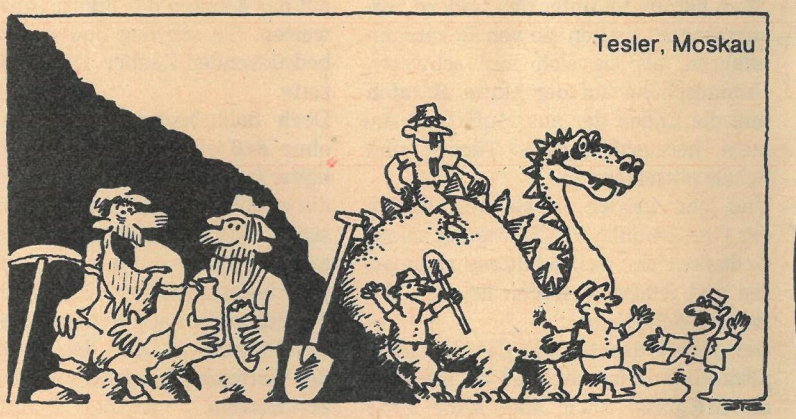
Kasanewski, Kiew

Ein Stein schleift den andern.



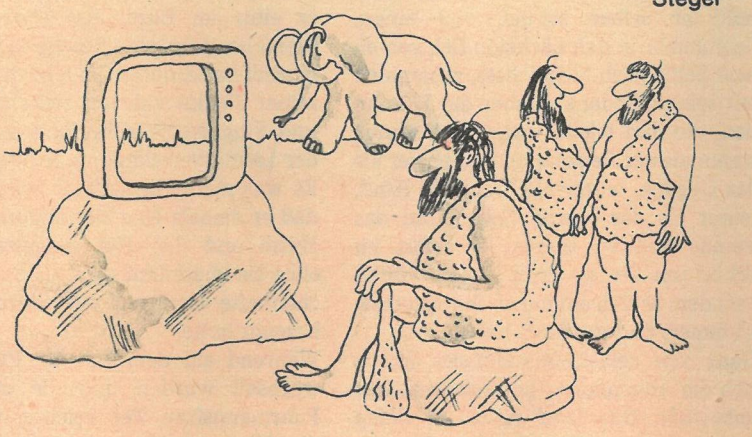
Melancholischer Keinhornschneck von Strelzow

Tesler, Moskau

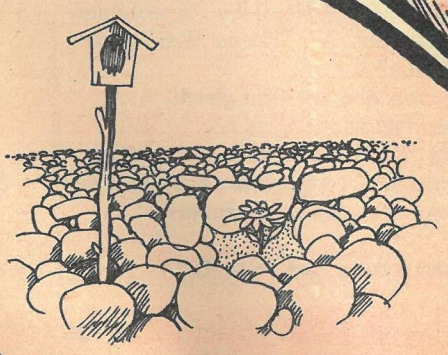


Komische Leute, diese Archäologen, da haben sie nun irgendeinen Knochen gefunden, und schon machen sie Lärm.

Steger

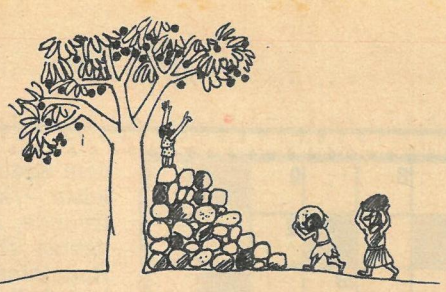


Er behauptet, er wäre der Zeit weit voraus.



Was sich ein Narr in den Kopf gesetzt, das hält wie eine Schrift, die

unablässig



wälzen und der uns ebenso unablässig auf den Kopf fällt. Alfred de Musset

Dörck

Der Stein, den du wirfst, hat keine Augen. sudanesisch

Joseph Victor von Scheffel

Der Ichthyosaurus

Es rauscht in den Schachtelhalmen,
Verdächtig leuchtet das Meer,
Da schwimmt mit Tränen im Auge
Ein Ichthyosaurus daher.

Ihn jammert der Zeiten Verderbnis,
Denn ein sehr bedenklicher Ton
War neuerlich eingerissen
In der Liasformation.

Der Pelykosaurus, der Alte,
Er jubelt in Saus und Braus,
Der Pterodactylus selber
Flog neulich betrunken nach Haus.

Der Iguanodon, der Lümmel,
Wird frecher zu jeglicher Frist,
Schon hat er am hellen Tage
Die Ichthyosaura geküßt.

Mir ahnt eine Weltkatastrophe,
So kann es ja länger nicht gehn;
Was soll aus dem Lias noch werden,
Wenn solche Dinge geschehn?

So klagte der Ichthyosaurus,
Da ward es ihm kreidig zumut;
Sein letzter Seufzer verhallte
Im Qualmen und Zischen der Flut.

Es starb zu der selbigen Stunde
Die ganze Saurierei,
Sie kamen zu tief in die Kreide,
Da war es natürlich vorbei.

Und der uns hat gesungen
Dies petrefaktische[1] Lied,
Der fand's als fossiles Albumblatt
Auf einem Koprolith.

[1] vorzeitlich, versteinert

A. Putko (UdSSR)

DER ERFINDER

Mißmutig schüttelte der Stammeshäuptling seinen zerzausten Kopf: „Alle beschäftigen sich mit nützlichen Dingen. Dieser da", und seine Hand wies auf einen noch bartlosen Jüngling, „hat einen Ast vom Baum abgebrochen. Damit kann er, beispielsweise, einen Fisch fangen. Jener dort", dabei zeigte er zu einem behaarten Riesen, „hat eine Steinaxt angefertigt. Mit diesem Gerät ist es für ihn einfacher, aus einem Baum ein Boot zu bauen. Außerdem bringt die Axt Vorteile im Kampf mit Höhlenbären. – Du dagegen klopfst monatelang an einem Stein herum, belästigst alle mit deinem unaufhörlichen Lärm. Und was ist dabei herausgekommen?"
„Ein Rad, ein rundes."
„Das sehe ich selbst! Schließlich bin ich ja nicht blind! Was aber kannst du damit anfangen?"
„Das weiß ich noch nicht. Vielleicht fällt mir etwas Sinnvolles ein."
„Vielleicht... Sinnvolles... Einfallen", murmelte der Häuptling. „Geh mir aus den Augen!!" rief er dann erzürnt. „Ich möchte dich Nichtsnutz nicht mehr sehen!"
Der Erfinder seufzte und lud sich das Rad auf die Schultern. Dann keuchte er mit der schweren Bürde davon.

Aus „Literaturnaja gaseta", übersetzt von Dieter Höhne.

Steinach

Goethe unternahm mit dem Oberstallmeister von Stein eine Bergwanderung, zu der sich dieser nur ungern hatte überreden lassen. Er trieb denn auch eilig zur Umkehr, als es zu regnen begann. Goethe jedoch fuhr fort, die Steine zu untersuchen und zu bestimmen, die den Mineralogen interessierten. Der durchnäßte von Stein jedoch verlor die Geduld und rief aufgebracht: „Was gehen mich Ihre Steine an. Denken Sie lieber an die Heimkehr." Er fügte aber einlenkend hinzu: „Wenn Sie ein so großer Mineraloge sind, dann sagen Sie mir doch, zu welcher Gattung ich gehöre?" Ohne sich zu besinnen, antwortete Goethe: „Zu den Kalksteinen, mein Lieber, zu den Kalksteinen! Wenn Sie naß werden, brausen Sie auf!"

Saurierwochen, frohe Feste – meinen
Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion)
und
Martin Kotsch
(Grafik)

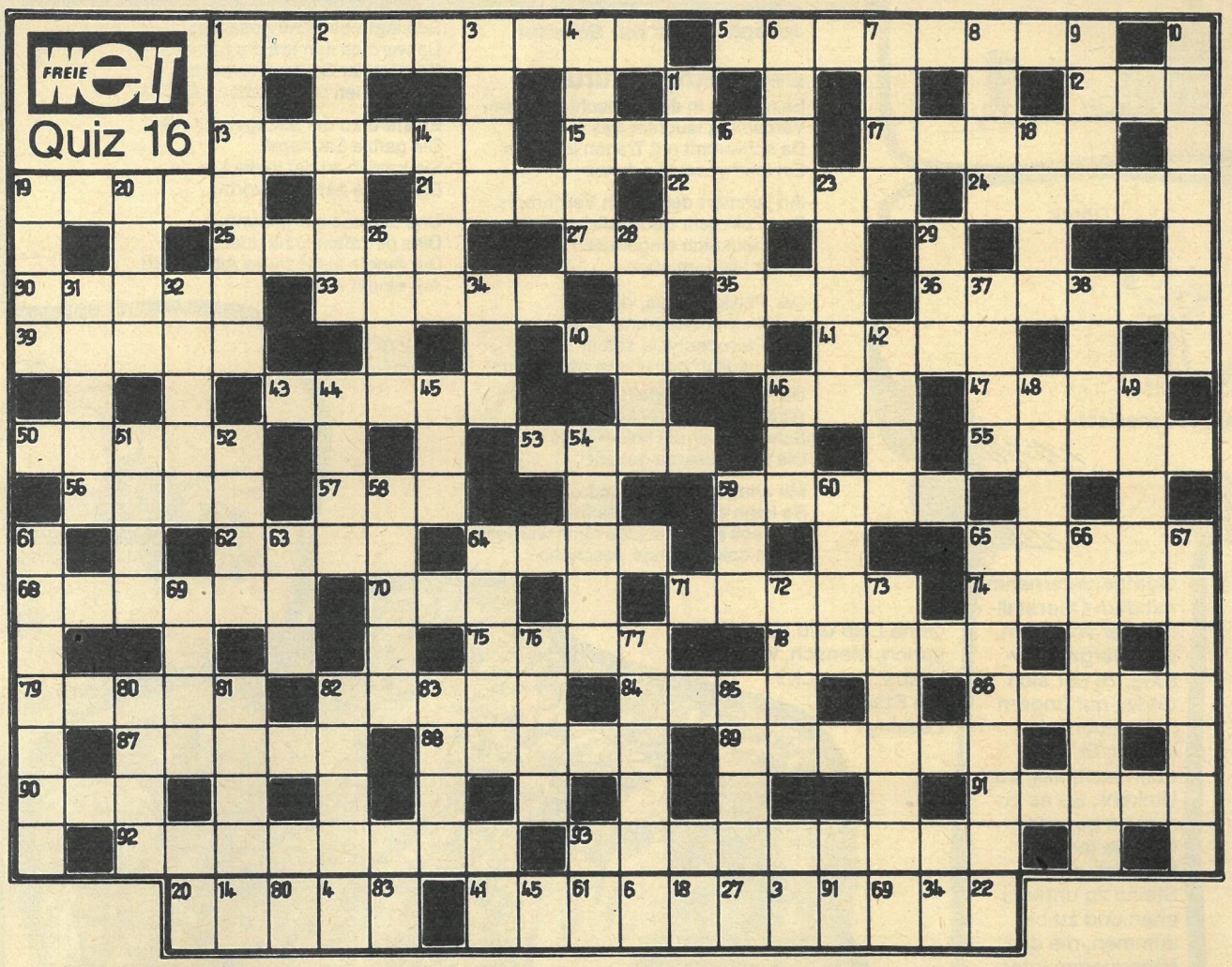
Ohne Lieb und ohne Wein,
sprich, Mensch, was
bleibst du noch?
Ein Stein.
Lessing

Schultz

Der Stein behält seinen Wert, er mag auch eingefaßt sein, wie man wolle. Heinrich von Kleist

2 Wochenspruch **Ein kleines Körnlein im Schuh kann eine große Blase reiben.**

man in Marmor ätzt. Lichtwer Mit Fülle von Leben kann man Steine in Menschen verwandeln. Wilhelm Heinse



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Druckerzeugnis mit Papier- oder Kartonumschlag, 5. französischer Schriftsteller (gest. 1880), Autor des Romans „Madame Bovary“, 12. Sammlung von Aussprüchen, 13. Steiggerät, 15. Angehöriger einer Mischbevölkerung im Norden Afrikas, 17. Schweizer Mathematiker des 18. Jahrhunderts, 19. feststehendes Abkürzungszeichen in der Kurzschrift, 21. Titel eines Romans von Zola, 22. dem Zenit gegenüberliegender Punkt der Himmelskugel, 24. reizend, geschmackvoll, 25. chemisches Element, Halbmetall, 27. Anmerkung, kurze Aufzeichnung, 30. SI-Einheit der elektrischen Kapazität, 33. Insel Dänemarks am Südausgang des Kleinen Belt, 35. Riesenschlange, 36. Sprungschanze, 39. Krankentransportgerät, 40. Teigtreibmittel, 41. Weberkamm, 43. englischer Physiker und Chemiker (gest. 1945), 46. Schwur, 47. Frauenname, 50. Stadt in Mittelitalien, 53. Vulkan auf Sizilien, 55. geflammte Musterung von Fellarten, 56. englische weibliche Anrede, 57. Honiggetränk, 59. Rechtschreibbuch, 62. Trockengebiet im Nordwesten Vorderindiens, 64. Vorsatz bei Einheiten, 65. Hauptgebäude der mittelalterlichen Burg, 68. Gedichtform, Klagelied, 70. Gebirgsstock auf Kreta (Altert.), 71. Kontrollturm auf Flughäfen, 74. Sohn des Agamemnon (griech. Sage), 75. Possenreißer, 78. Politiker der DDR (gest. 1979), 79. altgriechische Dichtung, 82. französische Schriftstellerin (geb. 1935), Autorin des Romans „Lieben Sie Brahms?“, 84. Blutgefäß, 86. bezifferte Maßeinteilung an Meßgeräten, 87. Stadt (Gebietszentrum) im Wolgagebiet an der Sura, 88. Nebenfluß der Elbe im Bezirk Magdeburg, 89. flache sandige Uferfläche, 90. breites arabisches Segelschiff, 91. Hochgebirge in Zentralasien, 92. französischer Schriftsteller (gest. 1842), Autor des Romans „Rot und Schwarz“, 93. Druckvermerk in Büchern, Broschüren, Zeitungen und Zeitschriften.

Senkrecht: 1. dramatisch bewegtes episch-lyrisches Gedicht, 2. Unionsstaat im Osten Indiens, 3. höchste Göttin (griech. Mythol.), 4. umfangreiche Prosaerzählung, 6. Gesangsstück, 7. Gewässerbegrenzung, 8. Frauenname (Kurzf.), 9. Masse der Verpackung, 10. Verkaufs-, Erfrischungsraum in Betrieben, 11. Förderwagen im Bergwerk, 14. Stadt in Österreich, 16. deutscher Schriftsteller (gest. 1910), Autor des Romans „Der Hungerpastor“, 18. erzählende Dichtung, 19. Obstflüssigkeit, 20. Bezirk der DDR, 23. See in Finnland, 26. Stadt am Golf von Akaba, 28. Musikhalle im antiken Griechenland, 29. japanischer Schriftsteller (geb. 1924), Autor des Romans „Der Kistenmann“, 31. deutscher Schriftsteller (gest. 1831), Mitherausgeber der Volksliedsammlung „Des Knaben Wunderhorn“, 32. Triebkraft, wirkende Ursache, 34. Hausflur, 37. Lebenshauch, 38. Stadt im Nordwesten Finnlands, 42. Gedanke, Einfall, 44. unterer Teil der Lithosphäre, 45. kleine Ansiedlung, 46. straußenähnlicher Laufvogel, 48. Mahlzahn, 49. Stadt in Nordfrankreich, 51. Hast, 52. Weinanbaustadt in Italien, 54. Amtstracht, 58. Heidegewächs, 59. Musikstück für zwei Instrumente, 60. unredlicher Mensch, 61. Zeichenerklärung auf Landkarten, 63. Trockenfutter, 64. künstlich angelegter Wasserweg, 65. Bezirk der DDR, 66. Bezeichnung für die Anrainerstaaten des östlichen Mittelmeers, 67. Gemisch zur Kerzenherstellung, 69. französischer Schriftsteller (gest. 1951), Autor des Romans „Die Falschmünzer“, 72. Bedeutung, Güte, 73. elektromagnetische Schalteinrichtung, 76. phönizisch-kanaanäische Liebesgöttin, 77. Stadt in Polen, 80. Gesamtwerk eines Künstlers, 81. Schwimmvogel, 82. Erdart, 83. portugiesischer Seefahrer (15./16. Jh.), 85. System der elektronischen Rechentechnik der RGW-Länder.

Als Lösung unseres heutigen Quiz ergibt sich ein deutscher Schriftsteller (Vor- und Familienname), der 1542 in Bernau geboren wurde und 1609 in Magdeburg gestorben ist. Der Gesuchte war der letzte bedeutende Vertreter der bürgerlich-lehrhaften Dichtung des Reformationsjahrhunderts.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 16 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 30. August 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 19/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

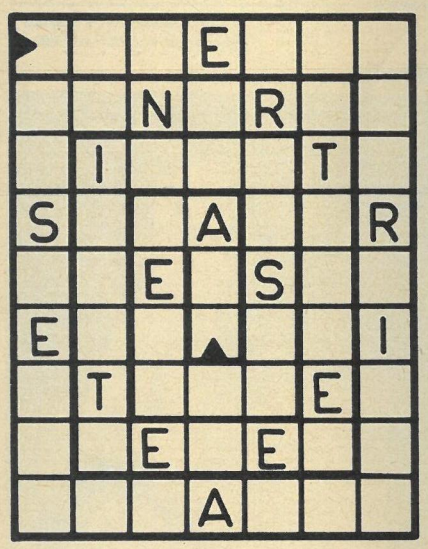
1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Wörterband

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind in der jeweils angegebenen Richtung nacheinander einzutragen:

Von außen nach innen: Aufständischer, Aufrührer – andere Bezeichnung für Champignon – Bewohner eines Staates in Südeuropa – Kriegsgott (griech. Mythol.) – Organisationsform des Hochschulstudiums – im alten Ägypten die als Gott verehrte Sonnenscheibe – Geschwätz, Gerede – Suppenschüssel – Bücherfreund – Frühwerk von Brecht.

Von innen nach außen: Stadt an der Thaya – Schlafmöbel – Flächenmaß in der Schweiz – chemisches Element, Nichtmetall – Ausweglosigkeit – Lebewesen – österreichischer Fotochemiker (gest. 1944) – Jurist – armenische Ruinenstätte (Türkei) – Teil des Eßbestecks – Wettkampfstätte – unartiges Kind – längster Strom der Erde – Norm, Richtschnur – inneres Organ.



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird eine von Stärke gezogene Postsendung.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schabilnski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

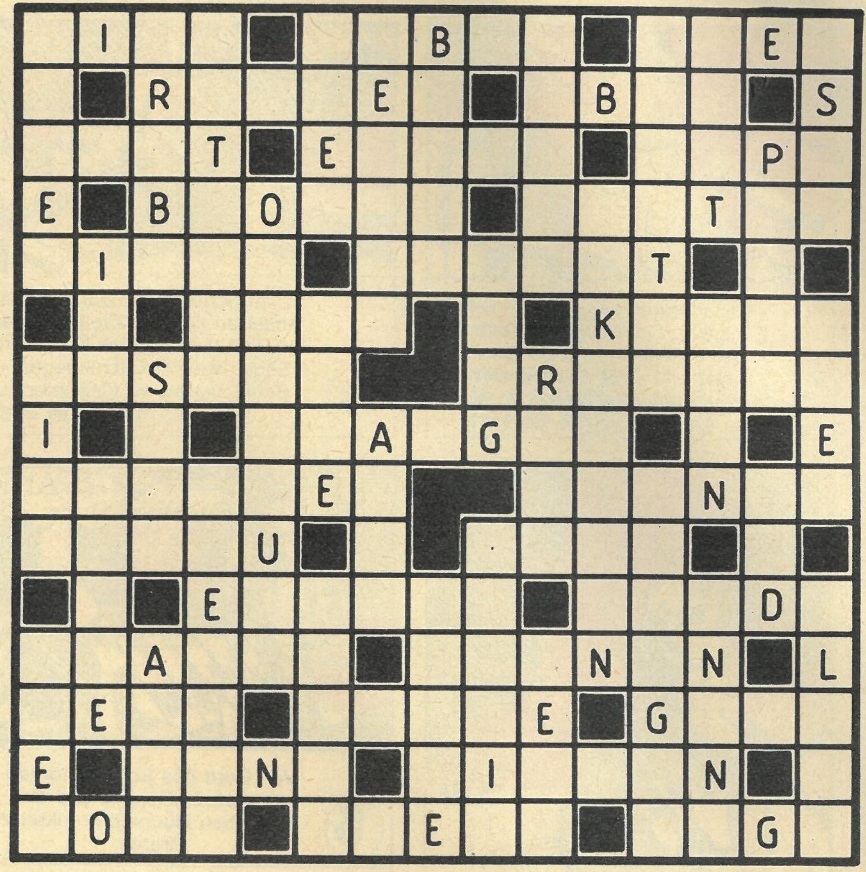
Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb

Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. schwarzes Pferd, 2. griechische Bezeichnung für das Sternbild Ochsentreiber, 3. DDR-Schriftsteller (geb. 1927), Autor des Romans „Kippenberg“, 4. Flüssigkeitsrest, 5. Stadt im Bezirk Magdeburg am Westrand der Wische, 6. Speisefisch, 7. Freundin Till Eulenspiegels, 8. Sportspielklasse, 9. Stadt in der Türkei, 10. ein Arsenmineral, 11. Schwur, 12. banktechnischer Begriff, 13. Laubbaum, Zitterpappel, 14. orientalischer Teppich, 15. Instrument, Handharmonika, 16. Ausflug zu Pferde, 17. Vorrat, Depot, 18. Wut, Zorn, 19. Stadt in Rumänien (Banat), 20. umgangssprachliche Bezeichnung für die Früchte der Weinrebe, 21. Oxidschicht an Eisen, 22. Fluß in Spanien, 23. Name eines Sees in der Sowjetunion, 24. Bürgermeister in Frankreich, 25. selbsttätiger Arbeits- oder Verkaufsapparat, 26. Ausstellungsgelände in Erfurt, 27. Nachlaßempfängerin, 28. Insel im Greifswalder Bodden, 29. nordischer Männername, 30. notwendiger Gebrauchsgegenstand, Gerät, 31. mit Luft gefüllter Hohlraum, 32. großes Gewässer, Ozean, 33. Volk auf Hokkaido, 34. Geist eines Verstorbenen (röm. Mythol.), 35. Krankheitskeim, 36. Mus, Püree, 37. Spielkarte im deutschen Blatt, 38. Luftreise, 39. im Jahre, 40. Bewohner einer Hauptstadt im Süden der Arabischen Halbinsel, 41. andere Bezeichnung für Bergwerk, 42. Auswahl, Auslese, 43. Nebenfluß der Donau (Österreich/Ungarn), 44. Lobeserhebung, Schmeichelei, 45. Ski (österr.), 46. besonders große Hitze, 47. Märchengestalt, Hüne, 48. rumänischer Maler und Karikaturist (gest. 1958), 49. engl.: Baum, 50. Sägewerk mit mehreren Sägeblättern, 51. Stadt in der Estnischen Sozialistischen Sowjetrepublik, 52. gefeierter darstellender Künstler, 53. Gedichtzeile, 54. wohlriechende Zierpflanze, 55. Schmucknadel, 56. spanisches Aussprachezeichen (Mz.), 57. Stadt an der Zwickauer Mulde, 58. Entgelt für Arbeitsleistungen, 59. Gattung der Blattschneideameisen, 60. Facharzt für Erkrankungen der Harnorgane, 61. Gott des Totenreiches (ägypt. Mythol.), 62. japanischer Physiker (geb. 1925), 63. Verkaufsertrag (ö – oe), 64. Vergnügungsstätte, Trubel, 65. Leinen (dicht.), 66. Fehler, Mangel, Panne, 67. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes.



Umstellrätsel

Die nachfolgenden Wörter sind durch Umstellen der Buchstaben in neue Begriffe zu verwandeln:

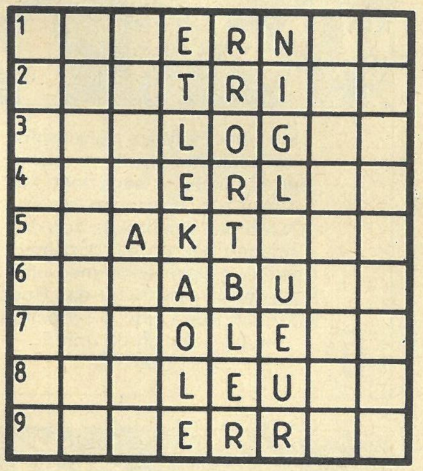
Riege – Terra – Taler – Roste – Eifer – Klare – Rotte – Lissa – Leich – Rhone.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter – nacheinander gelesen – den Namen eines zur Familie der Lurche gehörenden Tieres.

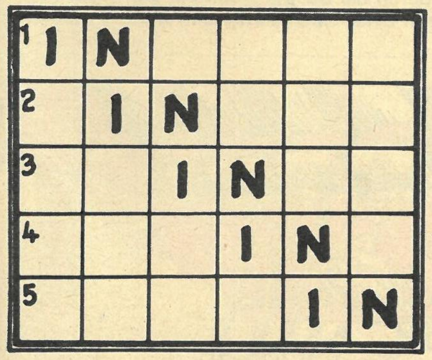
Vom Kern zum Wort

Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht in die Figur einzusetzen:

1. Schüler- oder Studentenwohnheim, 2. ungeladenes Elementarteilchen, 3. Folge von drei zusammengehörenden Dichtungen, 4. Einförmigkeit, 5. Ablauf einer chemischen Stoffumsetzung, 6. Landstreicher (veraltend), 7. Gleichgültigkeit, Trägheit, 8. Mann und Frau in Lebensgemeinschaft, 9. Zurücknahme einer Erklärung, Dementi.
Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern – von oben nach unten gelesen – eine journalistische Methode zur Befragung von Persönlichkeiten.



Füllrätsel

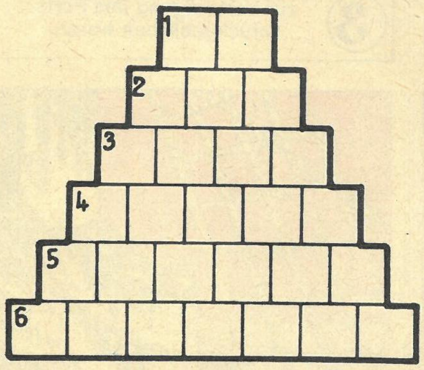


Waagerecht sind Lösungswörter nachfolgender Bedeutung einzusetzen:
1. ein blauer Farbstoff, 2. Teil der Hand, 3. Jagdgewehr, 4. Salzwerk, 5. Eiweißbestandteil der Milch.

Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten gefundenen Begriff ist von Zeile zu Zeile jeweils ein Buchstabe hinzuzunehmen und durch Schütteln das gesuchte Lösungswort nachfolgender Bedeutung zu bilden:

1. Skatbegriff, 2. Küstenfluß in Spanien, 3. Überbleisel, 4. organische chemische Verbindung, 5. Hunderasse, 6. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen.



Auflösungen aus Heft 15/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Gagarin (18), Brahms (8), Ihle (25), Tabelle (53), Entente (14), List (32), Biel (5), Nelke (34), Set (49), Bote (7), Ise (26), Oliv (37), Kur (29), Gorilla (21), Ern (15), Etat (16), Sem (47), Base (4), Ara (2), Gasol (20), Ossa (39), Elam (12), Stengel (52), Meister (33), Dose (10), Reiten (41), Legende (31).

Senkrecht: Goten (22), Gabel (17), Rolle (45), Niello (35), Blesse (6), Rente (44), Hieb (24), Sete (50), Ninive (36), Eltern (13), Efeu (11), Kap (27), Tula (55), Brot (9), Taiga (54), Olpe (38), Kosmos (28), Remise (42), Gala (19), Reno (43), Ufa (56), Ballon (3), Semmel (48), Reede (40), Grieg (23), Satin (46), Larve (30), Star (51), Anni (1).

Vom Kern zum Wort: 1. Baldrian, 2. Eisenach, 3. Lagerlöf, 4. Internat, 5. Nachimow, 6. Serenade, 7. Kalevala, 8. Ismailia – Belinski.

Magische Figur: 1. Stab, 2. Tera, 3. Aron, 4. Bandage, 5. Adam, 6. Gans, 7. Emse.

Vorsetzrätsel: (C)racker – (H)ader – (R)eiter – (Y)mir – (S)parte – (A)bart – (N)orden – (T)raute – (H)ocker – (E)karte – (M)angel – (E)rebus – Chrysantheme.

Um die Ecke gedacht: Einfaltspinsel.

Rätselpyramide: 1. Ek, 2. Ket, 3. Kate, 4. Artek, 5. Kartei, 6. Artikel, 7. Matrikel.

Auflösung des Kreuzworträtsel Quiz 13 (Heft 13/1989)

Waagerecht: 1. Urlaub, 4. Sommer, 9. Zelt, 12. ESER, 14. Oder, 15. Eger, 17. Strandkorb, 19. Ikon, 20. Brand, 22. Sasse, 24. Meiose, 25. Orest, 26. Rhetor, 30. Illo, 32. Lem, 34. Erna, 36. Talg, 38. Graf, 40. Kenia, 42. Rispe, 44. iga, 45. Ferienlager, 46. Alraun, 49. Espe, 51. Atta, 52. Logger, 56. Sonnenbrand, 60. Gen, 61. Erato, 62. Nasal, 63. Earl, 66. Amor, 67. Band, 69. Ilm, 70. Star, 72. Segler, 75. Iltis, 77. Gerade, 80. Merle, 82. Allee, 83. Adel, 84. Ferienheim, 86. Arat, 87. Napf, 88. Anni, 89. Inari, 90. Test, 91. Starre, 92. Laoten.

Senkrecht: 1. Usedom, 2. Arras, 3. Bess, 4. Ser, 5. Orade, 6. Medeo, 7. room, 8. Gobi, 9. Zeisig, 10. Erkel, 11. Tenno, 13. Stern, 16. Eselei, 18. Reiter, 20. Berg, 21. Aula, 23. Stein, 27. Hang, 28. Torr, 29. Rosa, 31. Legatar, 33. Effel, 35. Ralf, 37. Leu, 39. Respekt, 40. Krug, 41. Neper, 43. Plebs, 47. Aral, 48. Nadel, 50. Renn, 53. Ohm, 54. Gerede, 55. Raps, 56. Song, 57. Nabe, 58. Nadir, 59. Raster, 64. Amalgan, 65. Laterit, 66. Arelat, 68. Armin, 69. Isatin, 70. Spalt, 71. Agens, 73. Elena, 74. Lehar, 76. Llano, 78. Affe, 79. Eris, 81. Emil, 85. Ene.

Lösung: Burg Rabenstein

Es gewannen:

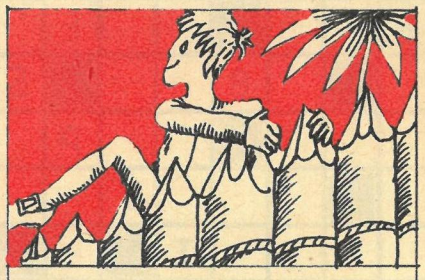
1. Preis:
100,– M Paul Heffter, Berlin, 1035

2. Preis:
75,– M Brigitte Koch, Bad Frankenhausen, 4732

3. Preis:
50,– M L. Potschka, Mühltroff, 6554

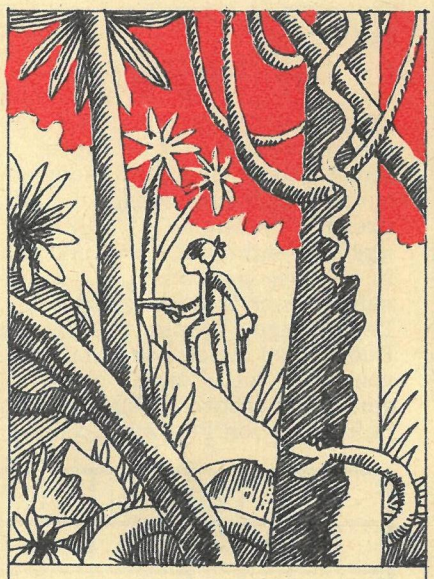
4.–8. Preis:
je 25,– M Kai Friedrich, Rabenau, 8222; Carmen Klemmer, Eisenhüttenstadt, 1220; Erna Nitschke, Görlitz, 8909; Liane Grosse, Naumburg, 4800; Erich Kühnel, Neubrandenburg, 2000.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit“ Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft“ in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft“ sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

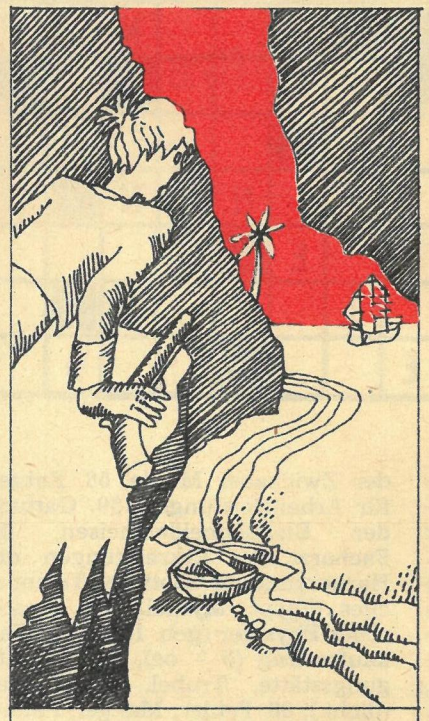


1 Die Piraten zeigten sich nicht mehr. Doktor Livesey nahm seine Pistolen und ein Gewehr, kletterte über den Palisadenzaun und verschwand im Wald. Auch ich verließ das Fort.

4 Im Schutze der Dunkelheit wollte ich zur „Hispaniola" rudern und das Ankertau kappen. Die Strömung würde das Schiff in kürzester Zeit ans Ufer treiben. Aus eigener Kraft wären die Piraten nicht imstande, den schweren Segler wieder flottzukriegen, um mit ihm davonzusegeln. Verlören wir das Schiff, wären wir für immer auf dieser Insel gefangen, das heißt so lange, bis uns der Hunger oder das Sumpffieber dahingerafft hätten.

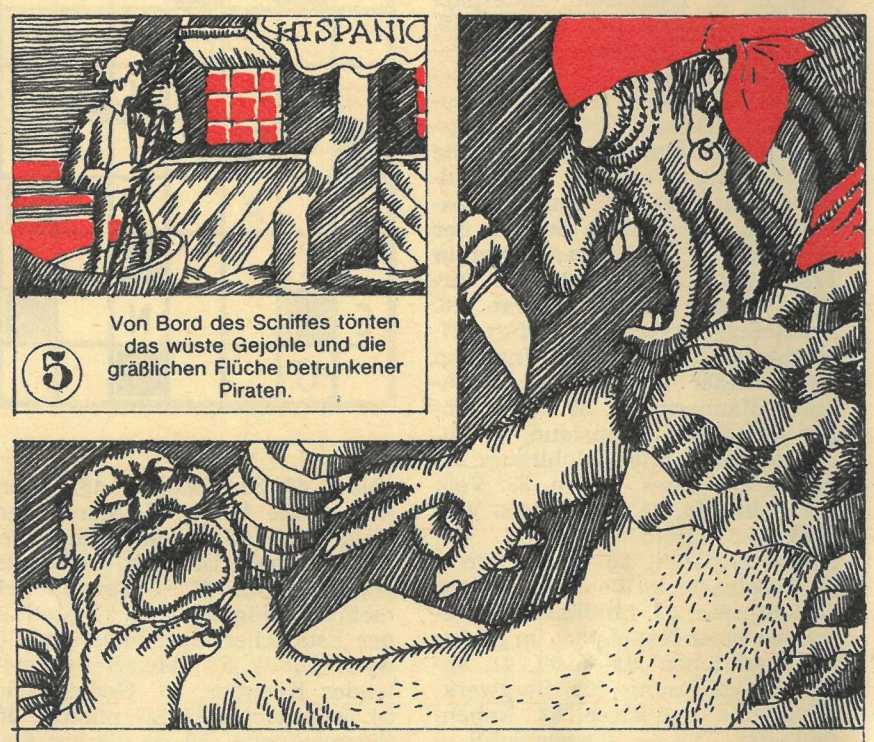


2 Mit zwei Pistolen, Pulverhorn und Munition hielt ich mich für ausreichend bewaffnet. Ich wollte zur Landzunge, die im Osten den Ankerplatz von der offenen See trennt, dort den weißen Felsen erklimmen und mich vergewissern, ob das Boot, von dem Ben Gunn gesprochen hatte, wirklich da unten verborgen lag.



3 Die Freude, es zu sehen, vertrieb meine Gewissensbisse, daß jetzt nur noch zwei gesunde Männer zur Verteidigung des Forts zurückgeblieben waren.

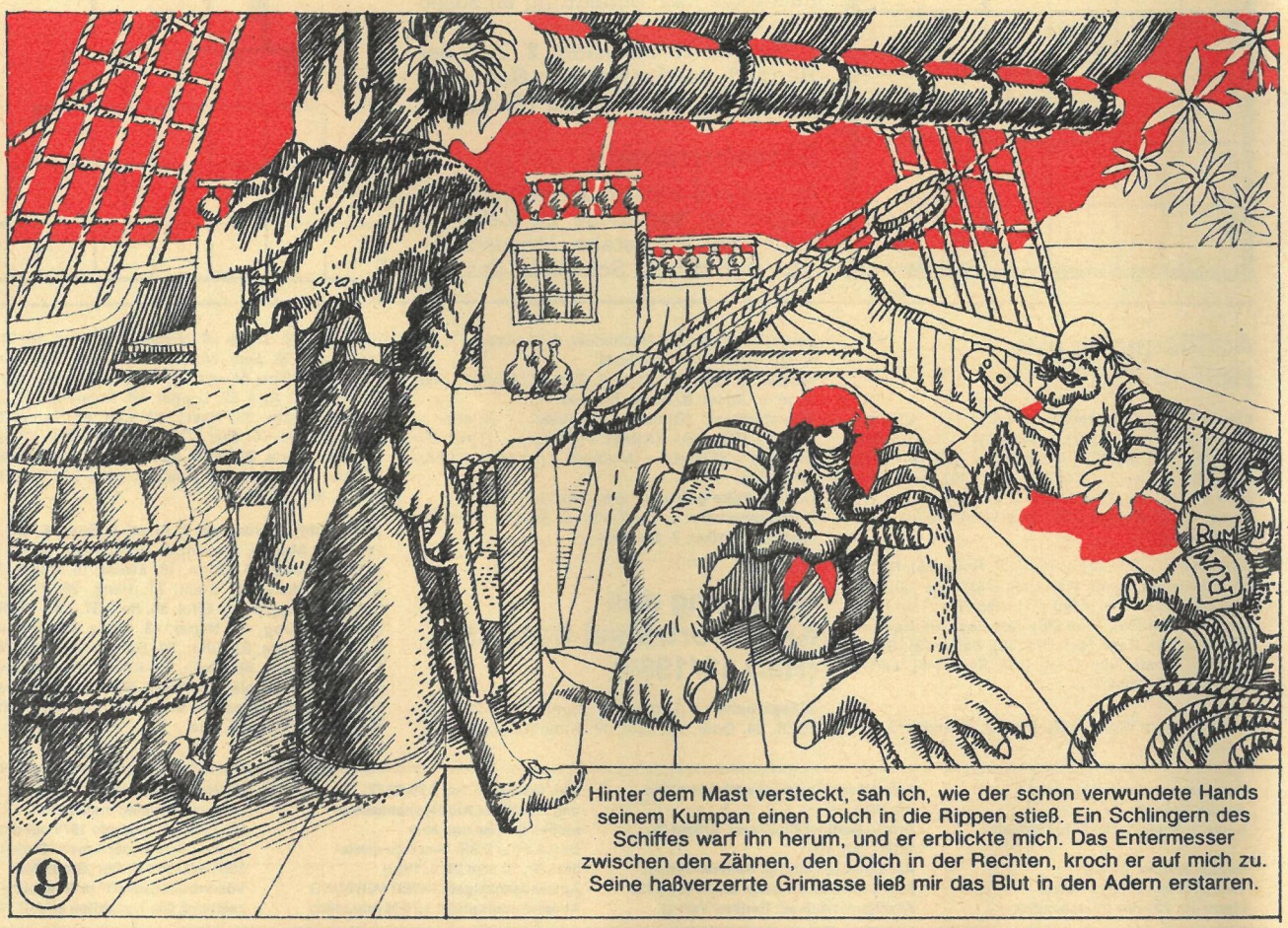
5 Von Bord des Schiffes tönten das wüste Gejohle und die gräßlichen Flüche betrunkener Piraten.



6 Eine der Stimmen gehörte Israel Hands, der offensichtlich mit einem Matrosen in einen wilden Streit geraten war. Einige Piraten aus Flints Bande lagerten am Ufer, denn durch die Bäume leuchtete der Widerschein eines großen Feuers, Wortfetzen eines Seemannsliedes wehten herüber.

7 Ich arbeitete wie ein Verrückter. Endlich hatte ich das dicke Ankertau durchtrennt.

8



9 Hinter dem Mast versteckt, sah ich, wie der schon verwundete Hands seinem Kumpan einen Dolch in die Rippen stieß. Ein Schlingern des Schiffes warf ihn herum, und er erblickte mich. Das Entermesser zwischen den Zähnen, den Dolch in der Rechten, kroch er auf mich zu. Seine haßverzerrte Grimasse ließ mir das Blut in den Adern erstarren.

Frei nach dem gleichnamigen Roman von R. L. Stevenson, gezeichnet von Andrej Nekrassow aus Moskau.

Ungeliebtsein

Fortsetzung von Seite 35

„Ach, Jura, entschuldigen Sie. Die ist dort geblieben. Das ist wirklich eine Schweinerei. Wie konnte ich…“
Unterdessen traf der Direktor, ein stämmiger, etwas kurzatmiger kleiner Mann, Anordnungen, schnaufte, als er auf die Uhr schaute, wendete mit der Ofenzange die Scheite in der Feuerstelle und hielt plötzlich im Herumlaufen inne, als hätte er es sich anders überlegt, drehte sich jäh um, und schon stand er an dem Tisch, an dem Kowalewski saß und an den Bruder schrieb: „Kurzum, besser könnte es nicht sein, geb's Gott, daß es so bleibt. Jetzt komme ich zur Hauptsache. Mach alles ganz genau. Im Vorzimmer, sagt Kostja, ist auf Maschas Truhe die Rolle mit meinen illegalen Sachen liegengeblieben. Wickle sie aus, und wenn Du unter den Broschüren Manuskripte findest (Erinnerungen, Organisatorisches, chiffrierte Briefe aus der Zeit der konspirativen Wohnung bei Euch und Kulischers Flucht usw.), rolle alles wieder zusammen, wie es war, und schick es mir bei der ersten sicheren Gelegenheit versiegelt nach Moskau, an die Adresse des Teplorjadnaja-Büros. Natürlich je nach den Umständen.
Du bist ja kein Dummkopf und bei veränderter…“
„Bitte kommen Sie Kaffee trinken“, flüsterte der Hausherr behutsam, nach einem Kratzfuß. „Für Sie, junger Mann“, erklärte er Golzew noch behutsamer und verstummte mit Blick auf Kowalewskis Manschette, die auf den passenden Ausdruck zielte und, in der Erwartung, daß dieser vorüberfliegen werde, über dem Papier erstarrt war.
Am Fenster kamen drei österreichische Kriegsgefangene vorbei, unterhielten sich, schneuzten sich. Sie machten einen Bogen um die Pfützen, die sich gebildet hatten.
„…bei veränderter…“
Die Krähe, die beim Erscheinen der Österreicher geflohen war, setzte sich schwerfällig wieder auf ihren Ast.
„…bei veränderter Konjunktur“, jetzt hatte Kowalewski das rechte Wort, „schick die Rolle nicht nach Moskau, sondern bewahre sie möglichst sicher auf. Ich verlasse mich auf Dich, wie auch in allen anderen Dingen, wie verabredet. Bald muß ich in den Zug steigen. Ich bin todmüde. Wir hoffen, uns in der Bahn ausschlafen zu können. Mascha schreibe ich extra. Also leb wohl.
P. S. Denk nur, wie sich herausgestellt hat, ist R., der Direktor, ein alter Sozialrevolutionär. Davon später.“
Unterdessen schaute Golzew ins Zimmer, er aß ein belegtes Brötchen. Nachdem er den Bissen unzerkaut hinuntergeschluckt hatte, sagte er:
„An Mischa, ja? Schreiben Sie ihm, daß man auch meine Mappe“, er biß von dem Brötchen ab und fuhr fort, schlukkend und kauend, „herschickt. Ich habe es mir überlegt. Vergessen Sie es nicht, Jura. Und kommen Sie Kaffee trinken.“
20. November 1918

VEB Kombinat Schiffbau

Informations- und Beratungszentrum
Barnstorfer Weg 52, Rostock 2500

VEB KOMBINAT SCHIFFBAU

Zur Lösung volkswirtschaftlich bedeutender Aufgaben benötigen wir dringend Spezialisten, Facharbeiter und ungelernte Arbeitskräfte.
Insbesondere suchen wir:

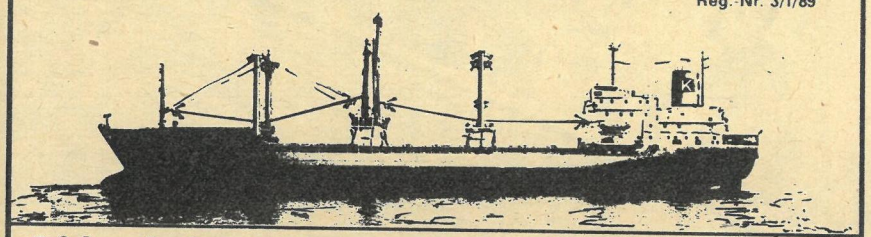
Schweißer
Stahlbauer
Schlosser
Facharbeiter für Werkzeugmaschinen
Elektriker
Maschinenbauer
Entroster/Konservierer
Hochdruckheizer
Stellagenbauer
Transportarbeiter

Wir gewähren:
- gute Verdienstmöglichkeiten
- jährliche Treueprämie nach 2 Jahren der Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- hochwertige Arbeiterversorgung
- Unterkunft in modernen Arbeiterwohnheimen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung
- gute Qualifizierungsmöglichkeiten

Ihre Bewerbung richten Sie bitte an:
VEB Kombinat Schiffbau
Informations- und Beratungszentrum
Barnstorfer Weg 52
Rostock, 2500

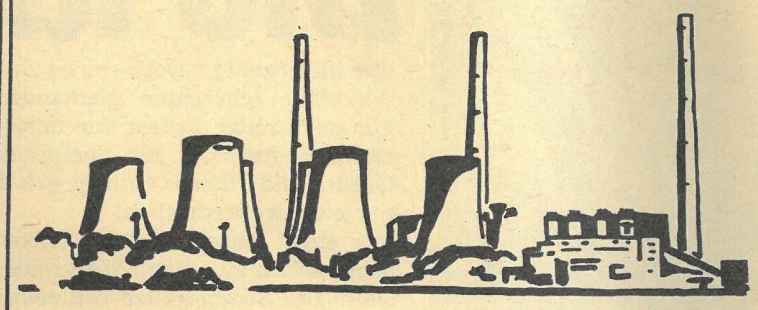
oder an:
VEB Schiffswerft „Neptun“ Rostock
Stammbetrieb des VEB Kombinat Schiffbau
VEB Volkswerft Stralsund
VEB Mathias-Thesen-Werft Wismar
VEB Elbewerft Boizenburg/Roßlau

Reg.-Nr. 3/I/89



Erfolg erfordert Erfahrung. Wir haben sie – DDR-Schiffbau!

Strom, das Blut der Volkswirtschaft



Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben **Spezialisten, Fachkräfte und ungelernte Arbeitskräfte** ein.

Insbesondere suchen wir:
- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer** und
- **Hoch- und Fachschulkader für die Produktion sowie Produktionsvorbereitung insbesondere für die Lösung von Aufgaben auf den Gebieten der Instandhaltung, Forschung und Entwicklung, Projektierung, Gütekontrolle und EDV.**

Wir gewähren:
- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung, einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz“ – zu unseren Sprechzeiten:

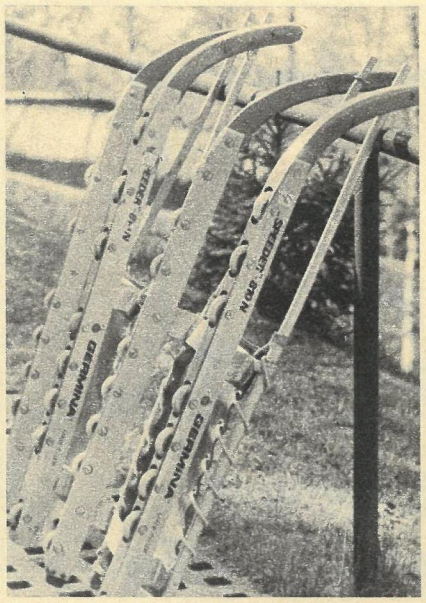
Dienstag 9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag 9–11 Uhr
Freitag 7–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 48

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:
- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck“ –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft“, Hagenwerder, 9805**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**

Reg.-Nr. 80/II/89

Die Tausendfüßler



Zeigt her eure Füßchen. Zwei „Tausendfüßler" in stiller Eintracht nebeneinander. In der Fachsprache GERMINA-„Speeder" 810 N. Volkstümlich: GERMINA-Sommerrodel.

Eine Rennschlittenbahn hat Geburtstag. Zehn Jahre alt, liegt sie in der DDR, aber nicht auf der Oberhofer Höh' oder droben in Altenberg oder ganz oben auf dem Fichtelberg, sondern inmitten einer Großstadt, viel weiter unten, am Fuße der Berge: Zwickau. Auf der Halde hinter dem Georgi-Dimitroff-Stadion schlängelt sie sich auf 360 Meter Länge und über sechs Kurven zu Tal. Also ist eine Fahrt schon nach etwa 23 Sekunden zu Ende. Kein Eis, kein Frost, denn es wird zur Sommerzeit gefahren. Rodeln bei 30 Grad Hitze, auf einer Polyester-Piste, mit zahlreichen kugelgelagerten Rollen in den Schlittenkufen und einer Geschwindigkeit bis 50 km/h. Die „Tausendfüßler", so nennt man das, sind unterwegs.

Überlegungen, wie man die Rennschlittentechnik auch im Sommer, also ohne Eis, schulen kann, hat es schon immer gegeben. In den fünfziger und sechziger Jahren zog die erste Generation unserer erfolgreichen Rennschlittenfahrer mit luftbereiften Räderschlitten hinaus auf abgelegene Gebirgsstraßen. Ihre Asphaltroller ähnelten eher den Fahrgestellen von Kinderwagen als einem Rennschlitten. Mit Draufgängertum und auch einem Schuß Abenteuerlust trotzten sie allen Schwierigkeiten, auch dem Risiko, mit den schnellen Flitzern aus den nicht überhöhten Straßenkurven im Thüringer Wald oder Erzgebirge getragen zu werden.

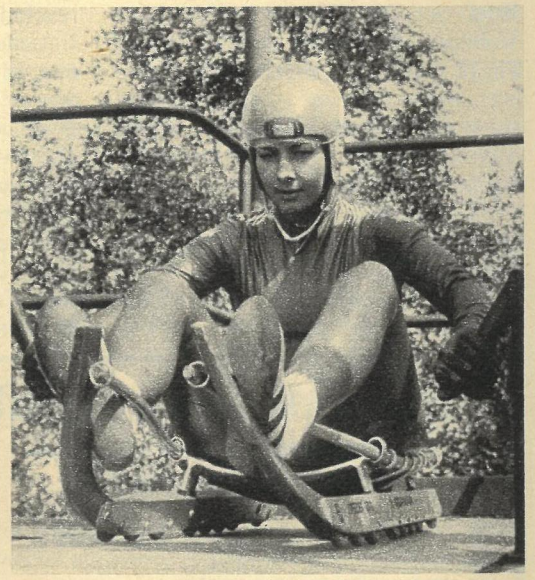
Klaus Bonsack, ein Olympiasieger und Weltmeister, jetzt als FIL-Vizepräsident verantwortlich für Materialfragen im internationalen Verband, erinnert sich: „Am Anfang benutzten wir Räder von Krankenfahrstühlen, die wir extrem aufgepumpt hatten. Aber es kam mitunter vor, daß die Reifen bei höherem Tempo durch die Fliehkraft in den Kurven mit lautem Knall von den Felgen sprangen, einmal sogar alle vier gleichzeitig." Doch solche Zwischenfälle schreckten niemanden. Für gestandene Fahrer wie unsere ersten Weltmeister, Ilse Vorsprach-Geisler und Thomas Köhler, gab es nur eins: weitermachen!

Mit einer Ausrüstung von inzwischen schon musealem Wert rollten sie in der Sommerhitze von selbstgezimmerten Startblöcken auf die von Sportlern gesicherte Straße, schulten Fahrlage und Steuertechnik, vor allem aber ihren Wagemut. Das Training war voller Unwägbarkeiten, auch wenn die Reifenindustrie später Pneus für die Sommerrodel entwickelte, die dem hohen Innenluftdruck und der Beanspruchung in den Kurven besser standhielten.

In der traditionsreichen Sektion der BSG Lok Zwickau, wo einst Weltmeister, Olympiasieger und Europameister wie Petra Tierlich und Cerstin Schmidt, Ute Rührold und Harald Ehrig, die Zwillingsbrüder Bernd und Ulrich Hahn „großgeworden" sind, machte man sich gegen Mitte der siebziger Jahre Gedanken um eine Bahn aus Kunststoff. Die Idee war so kühn, daß Spezialfirmen, die man wegen der Sache zu Rate zog, angesichts der Größenordnung solchen Projekts skeptisch abwinkten. Aber die Zwickauer ließen nicht locker. Sie bauten selbst eine Bahn, unterstützt von Arbeitern des RAW „7. Oktober", der Patenbrigade der Lok-Rodler. Es hat Jahre gedauert und Tausende Stunden ehrenamtlicher Arbeit gekostet. Aber das Experiment, man sieht's, gelang.

1979 war Welturaufführung. Seitdem hat das Trainingszentrum dem Rennschlittensport viele neue begeisterte Kinder zugeführt, denn der Nachwuchs sollte aus dieser kühnen Neuerung den entscheidenden Nutzen ziehen. Und von überallher kamen Gäste, berühmte darunter, sogar aus dem Ausland. 1987 holte sich hier die spätere Olympiasiegerin von Calgary, Steffi Walther-Martin, nach ihrer Baby-Pause erstmals wieder das Fahrgefühl. Aus der Sowjetunion kamen die Weltklassefahrer Julia Antipowa und Juri Chartschenko. Im vergangenen Winter, als in Oberwiesenthal die Natureisbahn über Nacht im Föhn dahinschmolz, hat die Zwickauer Kunststoffpiste so-

Gründerzeit. Mit diesem Roller überbrückte einst Ilse Geisler den Sommer (links).



Zwickau-Gastspiel einer Weltklassefahrerin: Julia Antipowa (Sowjetunion – rechts).

Übungsleiter Lothar Günther mit den wichtigsten Benutzern der Bahn (unten).

gar die Karl-Marx-Städter Kreisspartakiade gerettet. Die Steppkes brauchten nur auf die „Tausendfüßler“ umzusteigen, und das ging reibungslos vor sich.

„Die Entwicklung dieses ‚Tausendfüßlers‘ ging praktisch Hand in Hand mit dem Bau unserer Bahn“, berichtet Zwickaus Oberbürgermeister-Stellvertreter Karl Zenker, der als Mitglied der FIL-Sportkommission im Rennschlittensport genauestens Bescheid weiß. „Es wurden mehrere Varianten erprobt, wobei sich die in den Kufen eingelassenen Kunststoffrollen als günstigste Lösung erwiesen. Das Gefährt ist nicht nur optisch ein Schlitten geblieben, sondern läßt sich auch so lenken, weil die Flexibilität der Schlittenholme voll erhalten blieb.“

Einer Verlängerung der Strecke sind infolge der Reibung in den kleinen Rädern physikalische Grenzen gesetzt. Deshalb, so Klaus Bonsack, werde auch daran gearbeitet, dem „Tausendfüßler“ in naher Zukunft zu etwas größeren Beinen zu verhelfen. Vielleicht wird es dann auch besser erkennbare Leistungsunterschiede geben. Denn bei einer Fahrt über nur 360 Meter ist nicht zu vermeiden, daß die Konkurrenten nur um Tausendstelsekunden auseinanderliegen. Wer nicht schon am Start alle Register seines Könnens zieht, ist oft auf verlorenem Posten.

Die Zwickauer Polyester-Piste ist aus ihrer Anonymität längst herausgetreten. Unter dem Patronat der internationalen Föderation (FIL) findet seit einigen Jahren ein internationaler Sommer-Cup statt. Um ihn bewerben sich vor allem Junioren sowie Starter aus Ländern, die erst damit beginnen, den Rennschlittensport zu entwickeln. Kein Wunder, daß auch das Interesse einiger nationaler Verbände an der Nachnutzung des Unikats wächst. FIL-Präsident Bert Isatitsch (Österreich) war ebenfalls schon einmal Gast „an der Halde“. Und er blies dort wie alle anderen, die diese Bahn sahen, in das gleiche Horn: Ein idealer Sommer-„Fall“.

Es ist den Zwickauern anzuraten, daß sie den 10. Geburtstag ihrer in mühevoller Arbeit und großem Enthusiasmus gebauten Bahn nach Herzenslust feiern: Karl Zenker, Helmut Kuhnt, Lothar Dietzel, Heinz Ossowski, Lothar Günther und wie sie alle heißen. Rennschlittenpioniere der Bergarbeiterstadt Zwickau! Und zur Feier gehören die Arbeiter, die einst in einer Werkhalle mit Arbeitsschutzmasken vorm Gesicht die einzelnen Bahnsegmente fertigten. Das Geburtstagsfest hat viele Väter.

Karlheinz Friedrich
(Text und Fotos)

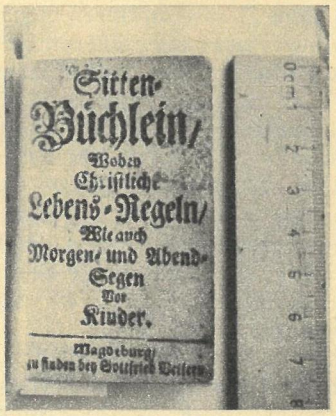
Links und rechts von der Bahn grünt und blüht es: Der kommende Winter wird geprobt, und der kommt bestimmt!

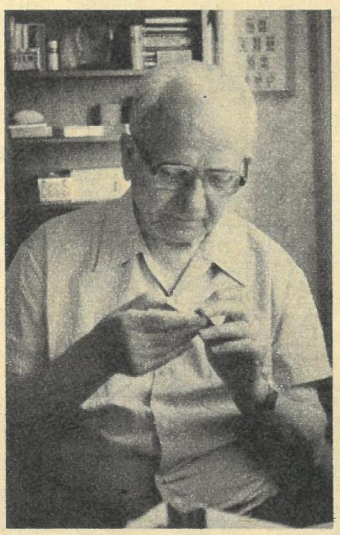
Das Haus der DSF in Leipzig zeigte vor einiger Zeit 150 Minibücher sowjetischer Verlage aus der privaten Sammlung von Karl Wiegel. Könnten Sie ihn und seine Mini-Bücherei einmal vorstellen?

Walter Lehmann, Leipzig

Bücher für die Westentasche

Auf Karl Wiegel (Foto) trifft zu, was Karl Marx seine Lieblingsbeschäftigung nannte: Bookworming – ein Bücherwurm zu sein. Die Bücher, denen sich der gebürtige Leipziger verschrieben hat, sind nicht höher als 10 Zentimeter. Und Miniaturbücher werden nicht nur auf der Erde gelesen. Siegmund Jähn war es, der bei





jährigen Leiter der Lenin- und Iskra-Gedenkstätte erschien dieses Interessengebiet naheliegend. Die Genauigkeit und Hartnäckigkeit in seiner früheren Arbeit hat Karl Wiegel auch auf sein Hobby übertragen. Auf Karteikarten erfaßt er jedes Buch mit Titel, Autor, Auflage und Druckerei. Ordner sind gefüllt mit Zeitungsartikeln und den Briefen einer umfangreichen Korrespondenz, unter anderem mit Miniaturbuch-Klubs in Moskau und Odessa. Auch dort ist das Fachwissen Karl Wiegels gefragt. „Ich betreibe mein Hobby nicht im stillen Kämmerlein und halte es für sinnvoll, wenn auch andere

seinem Weltraumflug diesen Kleinodien der Buchkunst zur weitesten Reise verhalf. Karl Wiegel besitzt die meisten Kleinen in unseren Breiten. Angeregt durch eine Buchkunstausstellung widmet er sich seit 1959 intensiv diesem Hobby. Bis heute hat er eintausendneunhundertfünfzig Exemplare aus 24 Ländern zusammengetragen. Was – in Bücherregalmanier aneinandergereiht – eine 22,75 Meter lange Strecke ergeben würde. Darunter befinden sich solche Kostbarkeiten wie drei religiöse Schriften aus dem Jahre 1750. Karl Wiegel konnte sie vor Jahren in einem Karl-Marx-Städter Antiquariat erstehen. Thematisch konzentriert sich der einstige Museologe auf Lektüre über die Geschichte der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung. Sie umfaßt mehr als die Hälfte seiner Sammlung. 150 Minis enthalten Schriften von und über Lenin, beispielsweise eine Ausgabe Gesammelte Werke in fünf Bänden, nur dreihundertmal in Alma-Ata gedruckt, sowie turkmenische Gedichte über den Weltveränderer. Dem ehemaligen Direktor des Museums für Geschichte der Leipziger Arbeiterbewegung und lang-

etwas davon haben", betont der Sammler. So gehen seine Mini-Schätze regelmäßig zu Ausstellungen auf Reisen, waren in Moskau und in Kraków zu sehen, zuletzt auf der iba '89 in der Messestadt, in der Karl Wiegel noch heute wohnt. Eine seiner neusten Errungenschaften ist zugleich eine der kuriosesten: Der Berliner Freundeskreis Miniaturbuch beim Kulturbund überbrachte seine Geburtstagsgrüße zum 86. des eifrigen Sammlers gebunden – in Form eines Miniaturbuches.

Lars Keil

Wir sind dabei

Wie gewünscht und erhofft, treffen täglich Spenden bei uns ein für unsere große Solidaritätsaktion am letzten Freitag im August auf dem Berliner Alexanderplatz. Familie Eberhard Schmidt, Berlin, schreibt dazu: Anbei übersenden wir Ihnen zwei Kartons Bücher. Wir haben infolge eines Umzugs unsere Bibliothek verkleinert und hoffen, daß diese Bücher noch einen guten Zweck erfüllen. Frau Christa Köhler, Zwickau: Vor Jahren hat mein Mann begonnen, fotografierte „Rathäuser" zu sammeln, doch dann wurde nichts Rechtes daraus. Ich schicke Ihnen die Karten, vielleicht hat jemand Interesse und Freude daran. Albert Sasse, Berlin: Ich übersende Ihnen eine Auswahl von DDR-Briefmarken, komplette Jahrgänge, Sätze und Einzelmarken. Bin 85 Jahre alt, habe dafür keine Verwendung mehr und hoffe, die Ausbildung von Journalisten damit unterstützen zu können.
Noch sind unsere Kisten und Kästen nicht gefüllt, und wir erwarten weiterhin ihre Post, liebe Leser. Jede Spende ist willkommen, seien es Bücher oder alte Ansichtskarten, schöne Handarbeiten oder Souvenirs aus aller Herren Länder sowie Geldspenden, auch wenn sie noch so klein sind. Hier schon einmal ein Vorgeschmack auf unser Angebot, welches wir in unserer nächsten Ausgabe veröffentlichen: gerade frisch eingeflogen von unseren Korrespondenten – aufblasbares Spielzeug aus Moskau (Foto).
Ihre Päckchen und Pakete schicken Sie bitte an

Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026

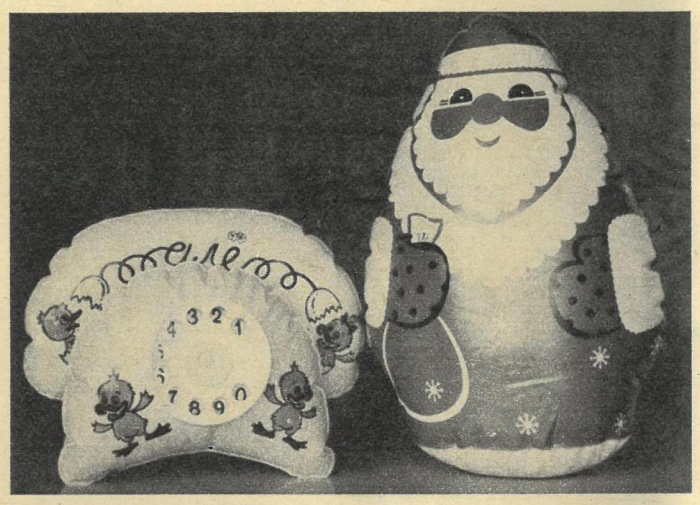
Geldspenden erbitten wir auf das
Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Code: 4193-122

Und bitte jede Sendung mit dem deutlichen Vermerk versehen: FREIE WELT, Solidarität 1989.

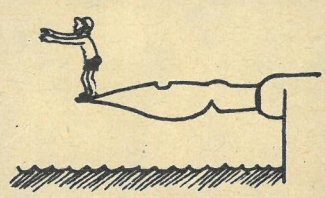
Jeder 5. Spender erhält eine FW-Sonderausgabe „Rätselheft".

Unser Dank

... gilt heute dem Handarbeitszirkel des Klubs der Volkssolidarität in Glienicke/Nordbahn; Doris Gäbler, Liebenwalde; Brigitte Schulz, Berlin; R. Ermisch, Eisenberg; Gerhard Graupner, Kulkwitz; C.



Wer schreibt uns?



Natascha Schabalina, 18, Interessen: Musik, Literatur, Sport., UdSSR, 685 009 Magadan, ul. Awiazionnaja 14/3, d. 2, kw. 18.

Lilija Safiullina, 26, Tatarin, Buchhändlerin, wünscht Briefwechsel in russischer Sprache mit Berufskollegen. UdSSR, 420 101 Kasan, ul. Karbyschewa d. 43, kw. 34.

Tatjana Korkina, 23, Sekretärin, wünscht Briefwechsel in russischer Sprache. UdSSR, 454 015 Tscheljabinsk, Sit. Schagol d. 7, kw. 1.

Rein Prins, 26, Hobbys: Briefmarken, Schallplatten. UdSSR, Estnische SSR, 203 671 Andru, Rajon Pämnu, Toomingastr. 6.

Damals in Berlin

Die „Grüße aus Phjòngjang" (FW 14/89) erinnerten mich an meine Jugend und die III. Weltfestspiele in Berlin. Unvergeßliche Tage standen bevor, wir waren auf der Fahrt von Bitterfeld in die Hauptstadt, als dieses Foto bei einem Zwischenaufenthalt entstand. Fast 40 Jahre sind seither vergangen. Es bleibt die Erinnerung an schwere, aber schöne Zeiten, Jahre des Aufbaus. Inzwischen tragen unsere Enkel das blaue Hemd der FDJ, setzen fort, was wir 1945 begonnen haben.

Dieter Pfaff, Halle-Neustadt

Nun bin ich schon 60, damals im Jahre 1951 war ich Mitglied der FDJ-Gruppe unserer volkseigenen Schuhfabrik „Thuringia" Erfurt. Wir bereiteten uns mit Freude und Elan auf die Weltfestspiele der Jugend und Studenten vor. Als originelle Werbeidee hatten wir einen Datenkalender an der fahnenverzierten Betriebswand angebracht, und allmorgendlich bestückte ich ihn mit dem neuesten

Schmidt, Berlin; Erna Matern, Kyritz; Iwan Gorinow, Waren; Erika Jäger, Erfurt; Roswitha Bohnstaedt, Nossentiner Hütte; W. Schiemann, Berlin; Maria Knoop, Berlin; Inge Blankenhagen, Potsdam; Hildegard Rösler, Seebach; Christa Köhler, Zwickau; Albert Sasse, Berlin; Ilse Büchner, Görlitz; Liane Schönherr, Torgau; Joh. Schröder, Bernburg; H. Kollrodt, Rostock; Mario u. Susann Uteck, Stralsund; H. Poschau, Senftenberg; Michael Göhler, Freital; Hanna Rietscher, Berlin; Irma Ries, Wermsdorf; Helga Tittel, Gotha; Dagmar Wollmann, Leipzig; Edda Lutsch, Kleinmachnow; Dorothea Hof, Eberswalde-Finow; C. Stier, Dresden; Hanna Quenstedt, Rostock; A. Heinz, Oschatz; L. Falkenberg, Berlin; Adele Benz, Werdau; Waltraud Wagner, Gera; Christian Naumann, Hartmannsdorf; Hildegard Bachmann, Frankfurt/O.; Walter Lehmann, Leipzig; Hildegard Wellnitz, Wolfen; Johanna Kolbe, Lugau; Fam. W. Schröder, Cottbus; Maria Plagemann, Berlin; B. Penzel, Jena-Lobeda; Fam. Eberhard Schmidt, Berlin; Edith Richter, Hermsdorf; D. Zietlow, Potsdam; Gitta Stober, Gera; Anna Schelzig, Premnitz; Karl-Heinz Haack, Schwerin; Christian Schiefer, Görlitz; Bärbel Mende, Berlin; Erich Börner, Berlin; Doris Scholz, Erfurt.

Sie fragen wir antworten

Wie lange „DZZ“?

Mit Interesse verfolge ich Ihre kontinuierliche Berichterstattung über die Sowjetdeutschen. Soviel mir bekannt ist, hatten sie vor dem Krieg eine sogenannte Zentrale Zeitung. Wie lange hat sie existiert?

Monika Weiß, Basdorf

Die „Deutsche Zentralzeitung“ („DZZ“) wurde ab 1926 in Moskau herausgegeben und existierte dreizehn Jahre lang. Von den Repressalien der Stalinschen Politik blieben auch Mitarbeiter der „DZZ“ nicht verschont: Auf Grund falscher Anschuldigungen wurden im Februar 1938 an einem Tag vierzig Mitarbeiter der deutschsprachigen zentralen Zeitung, vor allem ausländische Antifaschisten und Revolutionäre, die in die Sowjetunion emigriert waren, festgenommen. Es verblieben nur sieben Mitarbeiter, die deutsch schreiben bzw. ins Deutsche übersetzen konnten. „Die Zeitung begann zu verkümmern“, erinnert sich der ehemalige „DZZ“-Mitarbeiter Rudolf Heinz. „So ging es fast bis zum Abschluß des Nichtangriffspaktes zwischen Deutschland und der UdSSR.“ Im Sommer 1939 wurde die Herausgabe eingestellt.

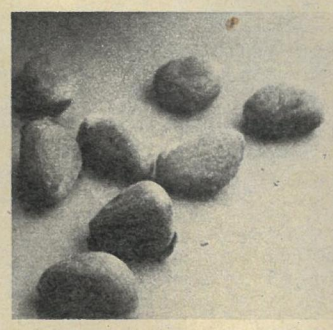
Gisela Reller

Zirbelnüsse

Uns interessiert, in welchen europäischen Hochgebirgen man die Arve findet und wozu ihre Samen verwendet werden.

Christa Weiß, Zwickau

Die Arve oder Zirbel-Kiefer, Pinus cembre L., ist in den Hochgebirgen Mitteleuropas zu Hause, genauer gesagt in den Alpen bis hin zu den Karpaten und in der Hohen Tatra. In der Schweiz, ČSSR, Österreich und Jugoslawien wird diese Art auch forstlich kultiviert. Die Zirbelkiefer besitzt ein relativ leichtes und weiches Holz, das jedoch dauerhaft ist. Es wird in der Möbeltischlerei, Schnitzerei, Bildhauerei und für Spielwaren verwendet. Die Samen der Zirbelkiefer sind im Gegensatz zu denen anderer Kiefernarten nicht geflügelt und relativ groß. Sie werden daher als „Zirbelnüsse“ bezeichnet. Äußerlich an Pinienkerne erinnernd, ist ihr Geschmack mandelartig. Sie enthalten bis zu 50 Prozent Fett, bis zu 40 Prozent Eiweiß und etwa 3 Prozent Kohlenhydrate, sind also recht nahrhaft und werden daher ähnlich wie Walnüsse, Haselnüsse und Mandeln genutzt. Man ißt die



Zirbelnüsse roh oder verarbeitet sie in Back- und Süßwaren. Die Zirbelkiefer hat eine sehr nahe Verwandte, die in West- und Ostsibirien sowie im europäischen Teil der Sowjetunion vorkommt. Diese wird entweder als Sippe zur Zirbelkiefer – Pinus cembra L. var. sibirica Loud. – gestellt oder als eigene Art – Pinus sibirica Du Tour – angesehen. Die Samen der Sibirischen Zirbel oder Zirbelkiefer werden ganz entsprechend genutzt. Die Bezeichnung Sibirische Zeder – nach dem russischen sibirski kedr – sollte man in unseren Gebrauch nicht einführen, weil er irreführend ist. Erwähnt sei noch, daß man auch bei uns in Parkanlagen oder auf alten Friedhöfen angepflanzte Zirbelkiefern antreffen kann.

Prof. Dr. Günther Natho

Unsere Abbildungen zeigen einen sibirischen Zirbelkieferzapfen und die etwa 12 Millimeter langen Zirbelnüsse.

Kalenderblatt. Als junge Schuhwerker fuhren wir mit erfüllten Plänen nach Berlin und waren stolz, als gleichberechtigte Partner mit der Weltjugend für Frieden und Freundschaft einzutreten.

Gerhard Kunert, Erfurt

Burgen-Doppel

Ihre Zeitung lese ich sehr gern und kann mich über vieles mir Unbekanntes informieren. Die Auflösung von Quiz 13 „Burg Rabenstein“ kenne ich nicht.

Elfriede Baumgarten, Pirna

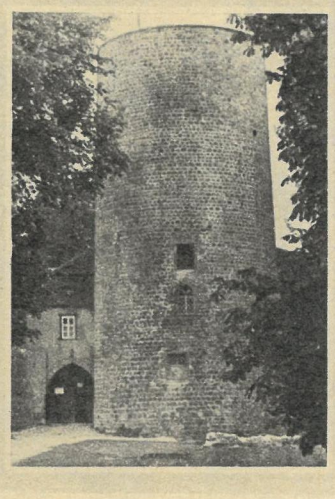
Die Burg Rabenstein ist nicht nur für die Einwohner des Bezirkes Karl-Marx-Stadt eine immer beliebte Sehenswürdigkeit, sondern auch für die vielen Urlauber. Kommt doch mal her!

Gottfried Winkelhöfer, Zwickau

Eine Burg mit gleichem Namen befindet sich auch im Kreis Belzig, zur Zeit ist dort eine Jugendherberge untergebracht, und es gibt von dieser Burg auch interessante Kupfer- und Silbermedaillen.

Bernd Lufter, Berlin

Gesucht war Burg Rabenstein am westlichen Stadtrand von Karl-Marx-Stadt (Foto links). Von der Mitte des 12. Jahrhunderts infolge der Besiedlung des Erzgebirges errichteten Burg sind noch Bergfried und Palas in der Oberburg erhalten. Die Ausmaße der einstigen Unterburg wurden durch Ausgrabungen 1957–59 festgestellt. Heute befindet sich hier ein Museum zur Geschichte der Burg mit historischen Waffen und Geräten, Ausgrabungsfunden und Wandmalereien aus dem 17. Jahrhundert. Ihr Namensvetter im Bezirk Potsdam wurde erstmals 1251 erwähnt und war im Laufe der Geschichte oft Ziel militärischer Auseinandersetzungen. Erhalten geblieben sind der 28 Meter hohe Bergfried und der Rittersaal aus Feldsteinen, ersterer als Aussichtsturm (Foto rechts). Ab 1956 wurden Nord- und Westflügel restauriert.



Pro und kontra

Zum Leserbeitrag „Zuviel des Guten?“ (FW 13/89), wo die fehlende Repräsentanz der Leichtathletik in Ihren Sportberichten bemängelt wurde, möchte auch ich mich äußern. Ich finde, FREIE WELT wird einem breiten Leserkreis gerecht, wählt bekannte und beliebte Disziplinen aus und stellt Spitzensportler in informativer und unterhaltsamer Form vor. Die Leichtathletik kam dabei keineswegs zu kurz. Persönlich würde ich mir mehr Berichte über Sportasse aus den USA, Westeuropa, Kenia und China in unserer Presse wünschen.

Ursel Riederer, Dresden

Ich finde Ihre Mischung gut, von allem ist etwas dabei. Mir hat zum Beispiel der Artikel „Brennendes Eis“ (FW 8/89) sehr gefallen, obwohl ich mich sonst nicht für Eishockey interessiere. Als Sportfan finde ich an jeder Sportart etwas Bemerkenswertes. Meine Favoriten sind Eiskunstlauf, Skispringen und Schwimmen, aber ich erwarte nicht, daß vorrangig über sie geschrieben wird.

Liane Schönherr, Torgau

Preisfrage

Heft 16/89

Mit welcher polnischen Stadt ist Dessau partnerschaftlich verbunden?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 × 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 19/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 30. August 1989. Auflösung von Heft 13/89: A. N. Radistschew (Radischtschew). Wir gratulieren Martha Hessel, Liptitz.

Redaktion: Helga Bengtson; Fotos: Uwe Völkner, Lars Keil (3), Hans Krumbholz (2), Archiv (2); Vignette: Martin Kotsch

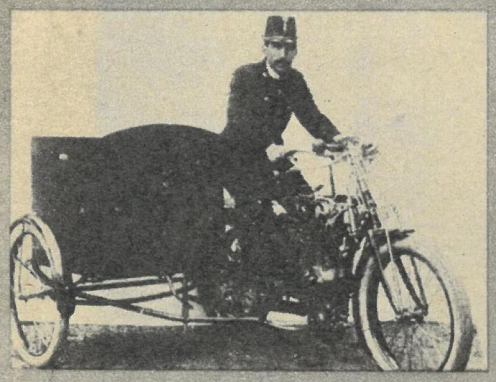
Ein Beitrag von Klaus Hurrelmann (Text)
und Detlef Christel (Bild)

Wie bleibt man

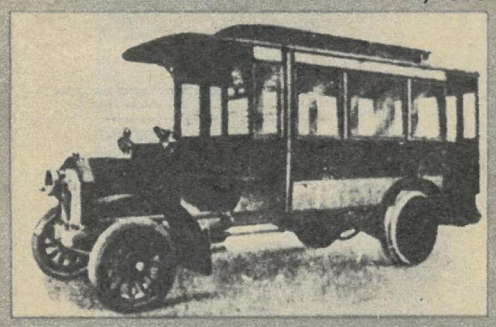
Geheimniskrämerei ist branchenüblich bei Automobilbauern. Besonders bei exportorientierten. Geht man davon aus, daß unseren Augen und Kameras bei LIAZ, einem bedeutenden Lkw-Produzenten der ČSSR, im Grunde genommen alles vorenthalten wurde, so haben die Leute dort gewiß einiges auf der Pfanne. Für einen flüchtigen Blick in den Motorenbau (Foto) waren nur streng bemessene Minuten – in aufmerksamer Begleitung – gestattet. Geredet wurde allerdings offenherzig, zum Beispiel auch über den unbestreitbaren Nachholebedarf beim Service.

konkurrenzfähig?

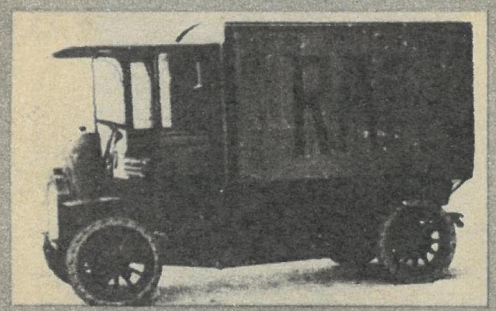
Nutzfahrzeuge von LIAZ und seinen Vorgängern zwischen 1901 und 1960



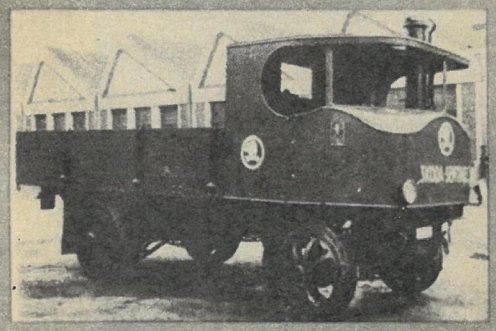
Postdreirad von Laurin & Klement, 1901



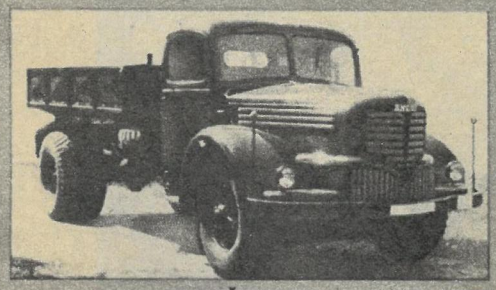
Omnibus von Laurin & Klement, 1907



Kofferkarosserie von RAF (Reichenberger Autofabrik), 1911



Pritschenwagen von ŠKODA Plzeň, 1924

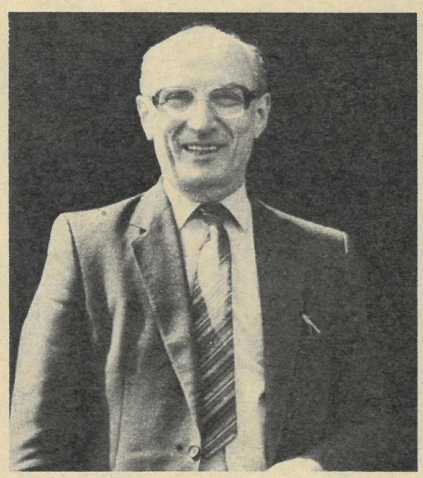


Lkw Š 706 RT von LIAZ, 1955

Der erste Sattelschlepper Š 706 RTTN, 1960

Wie bleibt man konkurrenzfähig?

Der Name LIAZ – Liberecké automobilové závody – ist ein Paradoxon. Denn der Stammbetrieb dieses renommierten Lkw-Produzenten unseres Nachbarlandes ČSSR befindet sich in Jablonec nad Nisou. Das liegt zwar gleich um die Ecke, nahe der Stadt Liberec, ist und bleibt aber Jablonec. Die Verwirrung über diese Firmenbezeichnung hat auch die Reihen der LIAZ-Mitarbeiter nicht ausgespart. Mancher vom alten Stamm begriff nur allmählich, weshalb die weltbekannte Marke ŠKODA, auf die er so stolz war, plötzlich nicht mehr für sein Erzeugnis galt und es fortan LIAZ zu heißen hatte. So ist das, wenn Namen vergeben und nicht gewählt werden. Dieser kam aus Prag. Besitzt allerdings inzwischen einen Klang, der in zahlreichen Ländern wohlklingt. Nicht zuletzt bei uns in der DDR, wo LIAZ-Autos in mancher Stadt als Mülltransporter oder Sprengwagen kommunale Arbeiten erledigen helfen, aber auch



Auskunftsfreudiger Gesprächspartner: Dozent Dipl.-Ing. Jan Šálek, Leiter des Bereiches für Entwicklung und Konzeption der LIAZ-Autowerke

unter der Flagge DEUTRANS auf transkontinentale Touren gehen…

★

Als wir uns mit Dozent Dipl.-Ing. Jan Šálek, dem Leiter des Bereichs Entwicklung und Konzeption von LIAZ, bekanntmachen, blättert der, um festzustellen, mit wem er es zu tun hat, ein Heft unserer Zeitschrift durch. Und stößt dabei auf die Serie über zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände. Sagt daraufhin einige Sätze in bestem Deutsch, die nicht die Automobilproduktion betreffen: „Kenntnis der jüngsten Geschichte unseres Kontinents halte ich für nahezu lebenswichtig. Ich war acht Jahre alt, als die Faschisten die Sudeten okkupierten, wo ich mit meinen Eltern lebte. Sie vertrieben uns Tschechen. Wenig später tobte der Weltkrieg…“

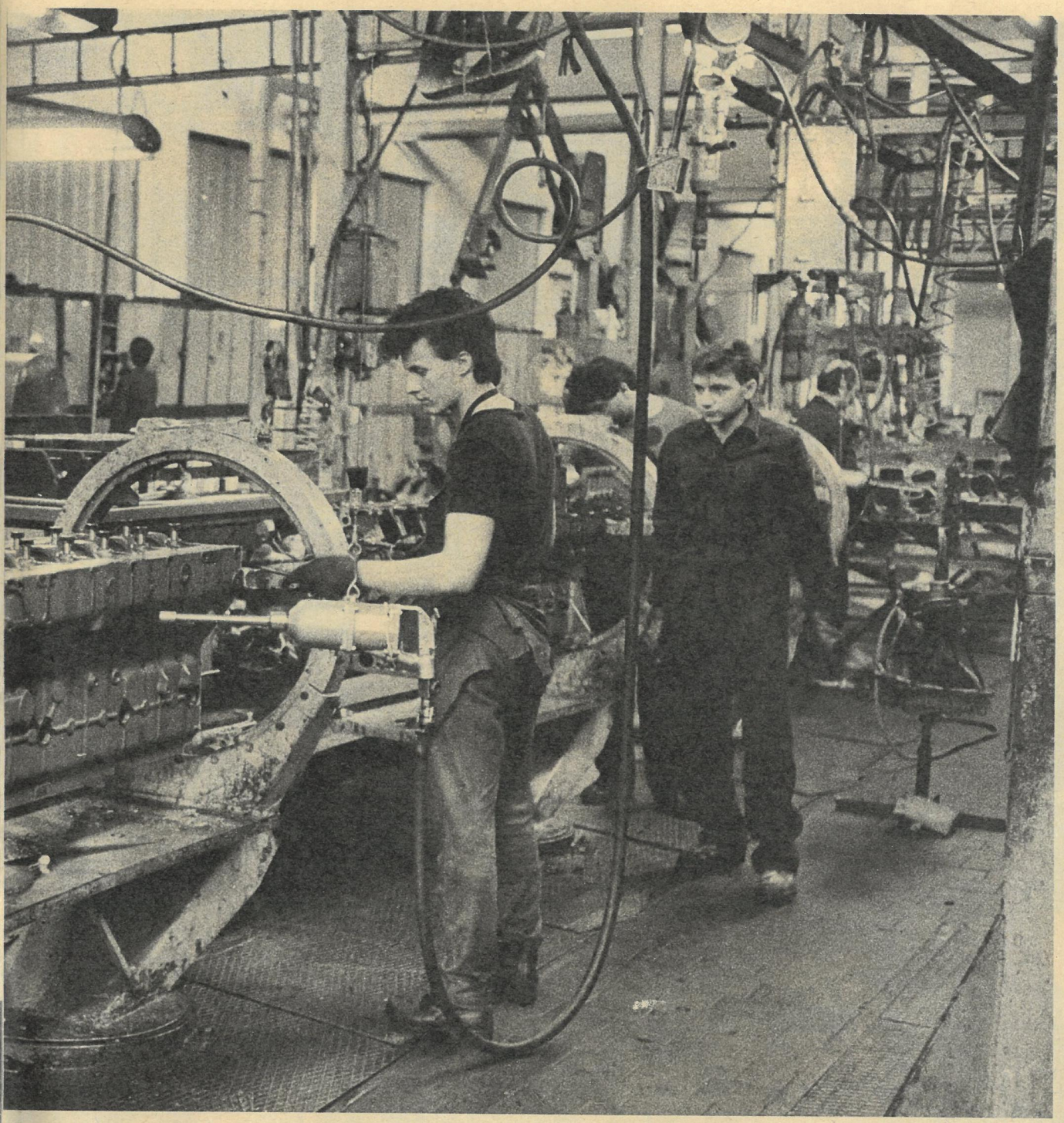
Und er schließt: „Es ist nach meiner Lebenserfahrung ein ganz gutes Gefühl, zu wissen, daß LIAZ ausschließlich Autos für den zivilen Bedarf herstellt. Ohne Militär und Fahrzeuge dafür geht es zwar noch nicht in der Welt von heute, aber bei uns ist die ersehnte friedliche Zukunft schon Gegenwart. Und wir fahren gut dabei.“

Konzeptionelle Abgrenzung

Spricht man in der ČSSR über Nutzfahrzeuge, kommt die Rede auch auf TATRA. Jan Šálek grenzt leidenschaftslos, doch deutlich ab: „LIAZ und TATRA sind zwei gänzlich unterschiedliche Betriebe. Wissenschaftlich – in der Prognoseforschung und auch bei Untersuchungen zur Ökologie dieselgetriebener Fahrzeuge – arbeiten wir zusammen. In der Produktion haben wir so gut wie nichts gemeinsam. TATRA baut schwere, geländegängige Autos mit luftgekühltem Dieselmotor, LIAZ in erster Linie Straßenfahrzeuge mit Wasserkühlung.“

Jeder Autohersteller hat sich irgendwann einmal, aus der historischen Entwicklung heraus, für ein technisches Grundkonzept seiner Erzeugnisse entschieden. Das verfolgt er weiter, baut es aus. Šálek: „So etwas konstruktiv Unverwechselbares und Einmaliges wie TATRA mit seinem Zentralrohrrahmen (FW berichtete 1988 in Heft 4 darüber) hat LIAZ nicht. Wir bauen ‚konventionelle‘ Autos. Bemühen uns dabei allerdings um Spitzenqualität.“

Die etwa 12 500 Beschäftigten des Unternehmens LIAZ sind auf zehn Teilbetriebe sozusagen über die ganze Republik verteilt. Jedes Zweigwerk weist als Zulieferer eine klare Spezialisierung auf, die es gründlich von den anderen unterscheidet. Kaum eins kann jedoch ohne die anderen existieren. Und deshalb sei, so meint Šálek, die Dezentralisierung eigentlich nur von Nachteil. Die Organisation der Produktion bis hin zum Verkauf, der Transport von Halbfertigfabrikaten und Baugruppen zwischen den Teilbetrieben, die sich zwangsläufig ergebende große Lagerhaltung am einzelnen Standort (wenn mal eine Sendung ausbleibt, muß dennoch genug Arbeitsmaterial vorhanden sein), machen alles kompliziert. Der Winter schafft mit Schnee und Eis auf den Straßen zusätzliche Probleme. Nicht zu unterschätzen der hohe Telex- und Telefonaufwand, der zur Aufrechterhaltung dieses Systems unumgäng-



Blick in den Motorenbau der Liberecer Autowerke: Diese Fließstrecke befindet sich im Hauptbetrieb Jablonec nad Nisou.

lich ist. Was hilft's, das alles ist historisch entstanden. Geschuldet der Tatsache, daß in unserem Nachbarland die industrielle Entwicklung schon recht früh beachtliche Qualitäten erreichte. Als die Motorisierung, der Siegeszug des Automobils, auf der Tagesordnung stand, erkor Pioniergeist manche Stadt im Böhmerland und drumherum zum Standort automobilistischer Fabrikation, zumindest aber ansehnlichen Maschinenbaus. Und eben dort werden heute LIAZ-Wagen oder Teile dafür gebaut.

Was ist besser bei VOLVO?

Nutzkraftwagen aus der ČSSR und ihre Perspektive waren Gegenstand unserer Recherchen. Etwa 63 Prozent der Produktion von LIAZ gehen in den Export, das sind, bei einem Jahresausstoß von rund 18 000 Einheiten, so um die zehntausend Lkw. Vor allem für die RGW-Staaten, aber auch weit darüber hinaus. Gute Kunden: Spanien, mittelamerikanische Staaten, Pakistan, Taiwan.

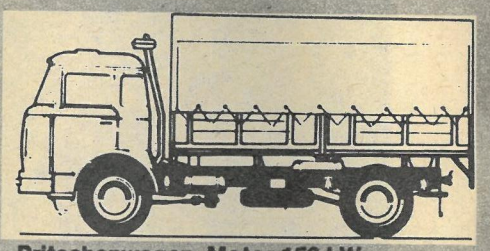
„Und es sollen mehr werden", sagt Dozent Šálek. „Das müssen mehr werden. Dabei ist es direkt schrecklich", fügt er mit böhmisch-optimistischem Humor übertreibend hinzu, „wie gleichzeitig die Konkurrenz sich müht." Dann selbstbewußt: „LIAZ, das kann man wohl ohne zu beschönigen sagen, bietet gegenwärtig ähnliche oder gleich leistungsfähige Lkw an wie andere große Firmen. Auch vom ökologischen Gesichtspunkt vergleichswürdig. Dennoch verkaufen sich Marken wie VOLVO oder SCANIA oder IVECO besser. Weshalb? Eine simple Erklärung: Weil unser Service im Ausland unzureichend ist. Das ist ein ganz entscheidender Gesichtspunkt. Unser Service-Netz ist zu weitmaschig, das kann sich für einen Transportbetrieb übel auswirken! Nach unseren Informationen mißt zum Beispiel der Abstand von einer MERCEDES-Servicewerkstatt zur anderen in der BRD nie mehr als 20 Kilometer...

Die sozialistischen Länder sollen auch in Zukunft unsere engsten Partner bleiben. Ohne diesen Markt wollen und können wir nicht sein. Aber der Handel mit dem nichtsozialistischen Wirtschaftssystem ist für uns ebenso lebensnotwendig. Man denke nur an spezielle hochproduktive Werkzeugmaschinen. Um sie zu erwerben, brauchen wir Devisen aus unserem Export." Und dann, ungefragt, noch ein paar zusätzliche Bemerkungen: „Übrigens, Werkzeugmaschinen aus der UdSSR kaufen wir nicht aus Verlegenheit oder weil sie billiger wären. Die wir bekommen, haben durchaus gutes Niveau. Manche Spezialmaschine – zum Beispiel für die Oberflächenbehandlung von Werkstükken mit Wärme – ist aber auf dem sozialistischen Markt einfach nicht zu haben. Da ist das Sortiment noch zu eng."

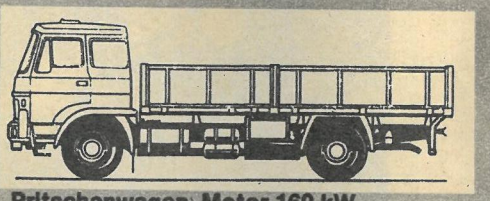
LIAZ hat gute Erfahrungen in sozialistischer ökonomischer Integration. Seit 1970 besteht ein Vertrag mit dem bulgarischen Autowerk KTA MADARA. LIAZ liefert Lkw-Teile zur Montage ins bulgarische Schumen. Bulgarien hat inzwischen vollständig die Produktion von Hinterachsen der LIAZ-Reihe RT für beide Länder übernommen.

Fortsetzung auf Seite 50

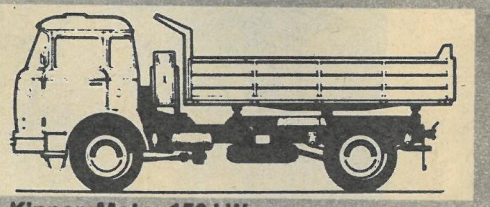
Zeitgenössische Varianten der LIAZ-Nutzkraftwagen



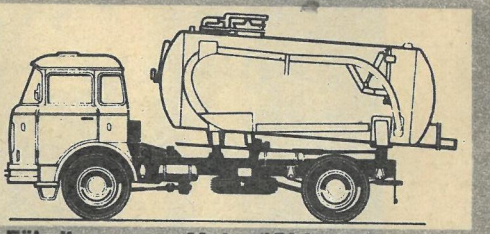
Pritschenwagen, Motor 156 kW



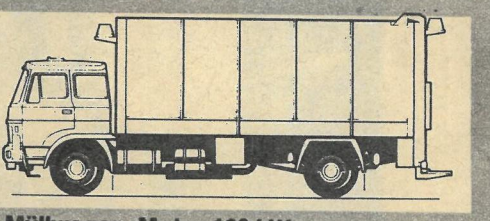
Pritschenwagen, Motor 160 kW



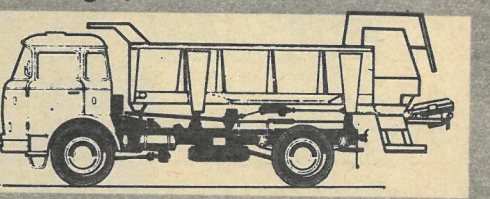
Kipper, Motor 156 kW



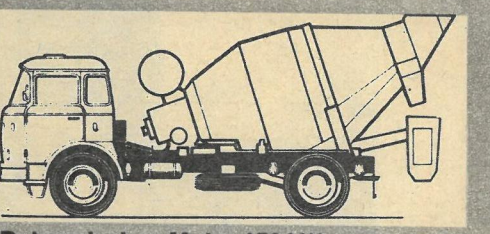
Fäkalienwagen, Motor 156 kW



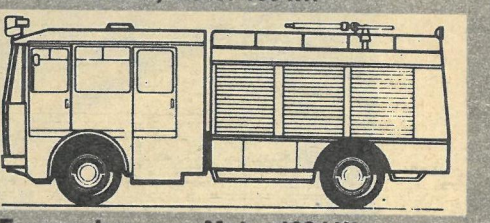
Müllwagen, Motor 160 kW



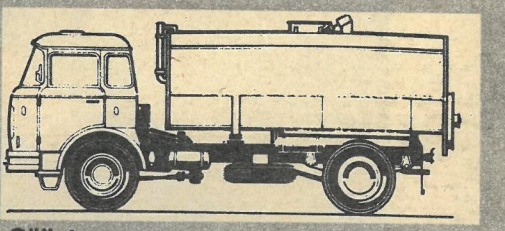
Düngerstreuer, Motor 156 kW



Betonmischer, Motor 156 kW



Feuerwehrwagen, Motor 190 kW



Gülletransporter, Motor 156 kW

INL
8-18

Wie bleibt man konkurrenzfähig?

Einiges zur LIAZ-Perspektive

Anschaffung moderner Fertigungstechnik, das ist Zukunft, für den Kunden aber nur mittelbar. Den interessiert mehr, was dabei herauskommt. In der LIAZ-Perspektive steht das Wort „Ökologie“ gleichsam dreimal unterstrichen. „Hierbei den zeitgemäßen Ansprüchen zu genügen, darauf sind wir vorbereitet“, sagt Jan Šálek. „LIAZ erfüllt bereits heute die gültigen Normen von ECE (Economic Community of Europe) und RGW. Wer noch im Jahr 2000 Autos verkaufen will, muß die auf die Umwelt bezogenen Parameter zuverlässig beherrschen, nicht nur auf dem Papier und im Test. Die Bestimmungen zur Abgasemission und zur Lärmentwicklung werden immer strenger.“

Ebenso kompromißlos sind die Anforderungen an die aktive und passive Sicherheit der Kraftfahrzeuge. Den modernen Lastkraftwagen kann – durch ständige Leistungssteigerung – immer mehr Fracht aufgebürdet werden. Gesamtmassen von Lastzügen mit 40 Tonnen und mehr sind nichts Ungewöhnliches. Und so was rast mit Geschwindigkeiten um 80, 90 oder gar 100 Kilometer in der Stunde über Land. Das sind kreuzgefährliche Geschosse größten Kalibers! LIAZ will dieser Gefahr vor allem durch Einführung des Antiblokkiersystems (ABS) begegnen. „Schon in naher Zukunft werden auch Busse und schwere Lkw ABS haben. Die Arbeiten daran stehen bei uns vor dem Abschluß. Manche westlichen Produzenten statten bereits heute Luxus- oder sogar Linienbusse damit aus. Für den Transport gefährlicher Güter sind Bremsen mit ABS bereits jetzt Vorschrift.“ Eines sehr nahen Tages, so Dipl.-Ing. Jan Šálek, ist ABS ein entscheidendes Verkaufsargument.

Zur passiven Sicherheit gehört die Fahrerkabine. Sie muß so starr und fest sein, daß bei einem Unfall die Besatzung nicht eingeklemmt oder gequetscht wird. „Schwedische Vorschriften sind in dieser Hinsicht die schärfsten. Denen wollen wir entsprechen“, sagt unser Gesprächspartner. In Zukunft werden bei LIAZ alle Kabinen mit Sicherheitsgurten ausgestattet.

Zur aktiven Sicherheit zählen die Arbeits- und Lebensbedingungen in der Fahrerkabine. Das betrifft die Belüftung, das Klima überhaupt an diesem rollenden Arbeitsplatz.

Diesel plus Elektronik

Dipl.-Ing. Šálek: „Ich glaube fest an die Perspektive von LIAZ. Das ist ja wohl selbstverständlich bei dem Aufgabenbereich, den ich verantworte. Über 480 Mitarbeiter, darunter mehr als 200 diplomierte Ingenieure, denken und konstruieren voraus. Grundthema unserer Forschungs- und Entwicklungsarbeit ist der Dieselmotor mit Kolben, der zweifelsfrei auch im Jahr 2000 noch als Hauptantrieb für den Lastenverkehr gelten wird. Allerdings elektronikgespickt. Ohne Elektronik kann kein Konstrukteur und Motorenbauer den strengen Forderungen und Auflagen des Umweltschutzes standhalten. Elektronik bestimmt die Einspritzmenge an Dieseltreibstoff genau entsprechend der Motordrehzahl. Das vermag keine mechanisch gesteuerte Einspritzpumpe. Auch ein Anti-Blockiersystem geht nicht ohne Elektronik. Ebensowenig gibt es Besseres für die Öldruckmessung und -regulierung oder die Ölmengenüberwachung oder die Kontrolle der Wassermenge im Kühlsystem. Für all das hat LIAZ Konzeptionen entwickelt. Also, dem Dieselmotor ist nicht nur die nächste Zukunft gewiß.“ Mit dieser Ansicht steht der Diplomingenieur Šálek bekanntlich nicht allein da, doch muß sich der Dieselantrieb neuen Zwängen unterwerfen. Zunächst ist klar, daß Forderung Nr. 1 ein geringer Kraftstoffverbrauch ist. Die Umweltverträglichkeit der Motoren – niedrige Emissionswerte und rigoros eingeschränkte Lärmbelästigung – hat allerdings einen kaum geringeren Stellenwert. Totes Rennen also bei LIAZ zwischen Ökonomie und Ökologie – zugunsten des Lebens der Menschen, durch deren Städte und Dörfer auch künftig Dieselautos fahren werden. Darüber zu urteilen ist schon heute nicht mehr nur Ansichtssache, für die entsprechenden Parameter von Nutzkraftfahrzeugen gibt es exakte Normen. Nur wer sie erfüllt oder, besser noch, unterbietet, wird international noch Nutzkraftwagen verkaufen können. Schlechte Autos würde man nicht einmal mehr zu Dumpingpreisen los. Zunehmend mehr Länder verbieten mit Gesetzeskraft die Einfuhr umweltschädlicher, unsicherer Autos und geradezu kategorisch das Fahren mit ihnen.

★

Die Welt wird auch in den kommenden Jahren mit zeitgemäßen Lkw „made in Czechoslovakia“ rechnen dürfen, versichert Šálek. LIAZ-Autos sollen sich nicht zu verstecken brauchen neben solchen mit Firmenzeichen wie MERCEDES, VOLVO, SCANIA, MAN, IVECO...

Von der Stückzahl her kann sich das Liberecer Werk „mit Sitz in Jablonec nad Nisou“ neben solchen Weltfirmen durchaus sehen lassen.

Und Jan Šálek nahm höchst interessiert zur Kenntnis, was unlängst aus der belorussischen Metropole Minsk gemeldet worden war (mobile-Seiten in Heft 6/89). Der im dortigen Autowerk MAS gebaute neue Lastzug M 2000 mit der Bezeichnung PERESTROIKA weist nach Šálek zukunftsbestimmende Novitäten auf. Als da sind der Vorderachsantrieb. Oder die Verkleidung der Räder – durch die Unfälle mit Fußgängern beträchtlich glimpflicher ausgehen sollen als bei Wagen mit ungeschützten Achsen. Hinzu kommt die günstigere Aerodynamik gegenüber traditioneller Bauweise. Mit solchen Details böten die Minsker Lösungen an, die im internationalen Nutzkraftwagenbau Aufmerksamkeit erregt hätten.

Unbestreitbar kompetent

Was Zeitungsleute gewöhnlich am Anfang ihres Beitrages tun – die Kompetenz ihres Gesprächspartners nachzuweisen, das soll hier am Schluß stehen. Da wollten wir wissen, wie Dozent Dipl.-Ing. Šálek der wurde, der er ist... „Also“, holte er aus, „meine Entwicklung ist eigentlich typisch für Leute meines Alters. 1945, da war ich vierzehn. Und beendete in Tanvald eine Einklassenschule. Danach kam ich in einer kleinen Privatfirma als Automechanikerlehrling an. 1948 habe ich ausgelernt.“

Damals gab es keine Spezialisierung unter den Reparaturbetrieben. Die Devise des Chefs: Kein Kunde darf von der Werkstatt weggehen, ohne daß ihm geholfen wurde. Man wagte sich an sämtliche Typen. Ob Motor, Fahrgestell, Elektrik – alles mußte man können. Šálek hat dort noch ein Jahr als Geselle gearbeitet. 1949 bekam er einen Studienplatz an der Technischen Mittelschule Liberec.

„Da hatte ich mich selbst beworben, ohne Wissen der Eltern. Ich erlangte die Hochschulreife. Das Thema meiner Dissertation: ‚Hartmetalle‘. Also nichts mit Autos oder Motoren. Hartmetalle sind sozusagen mein wissenschaftliches Hobby: Ihre physikalischen Eigenschaften zu erforschen, insbesondere ihre Verschleißeigenschaften, das fesselte mich stets. Meine Habilitationsschrift knüpfte daran an. Als ich sie verfaßte, war ich schon als Wissenschaftler mit LIAZ verbunden, ebenso mit der Technischen Hochschule Karl-Marx-Stadt.“

Nach zehnjähriger Dozententätigkeit 1968 Arbeitsbeginn bei LIAZ. Man suchte damals einen Direktor für das Werk in Liberec. „Dort, in der Graugießerei, konnte ich meine wissenschaftlichen Kenntnisse als Leiter in praktischer Arbeit erproben und beweisen. Das ist eigentlich alles über mich. Nun bin ich schon zwanzig Jahre dabei.“

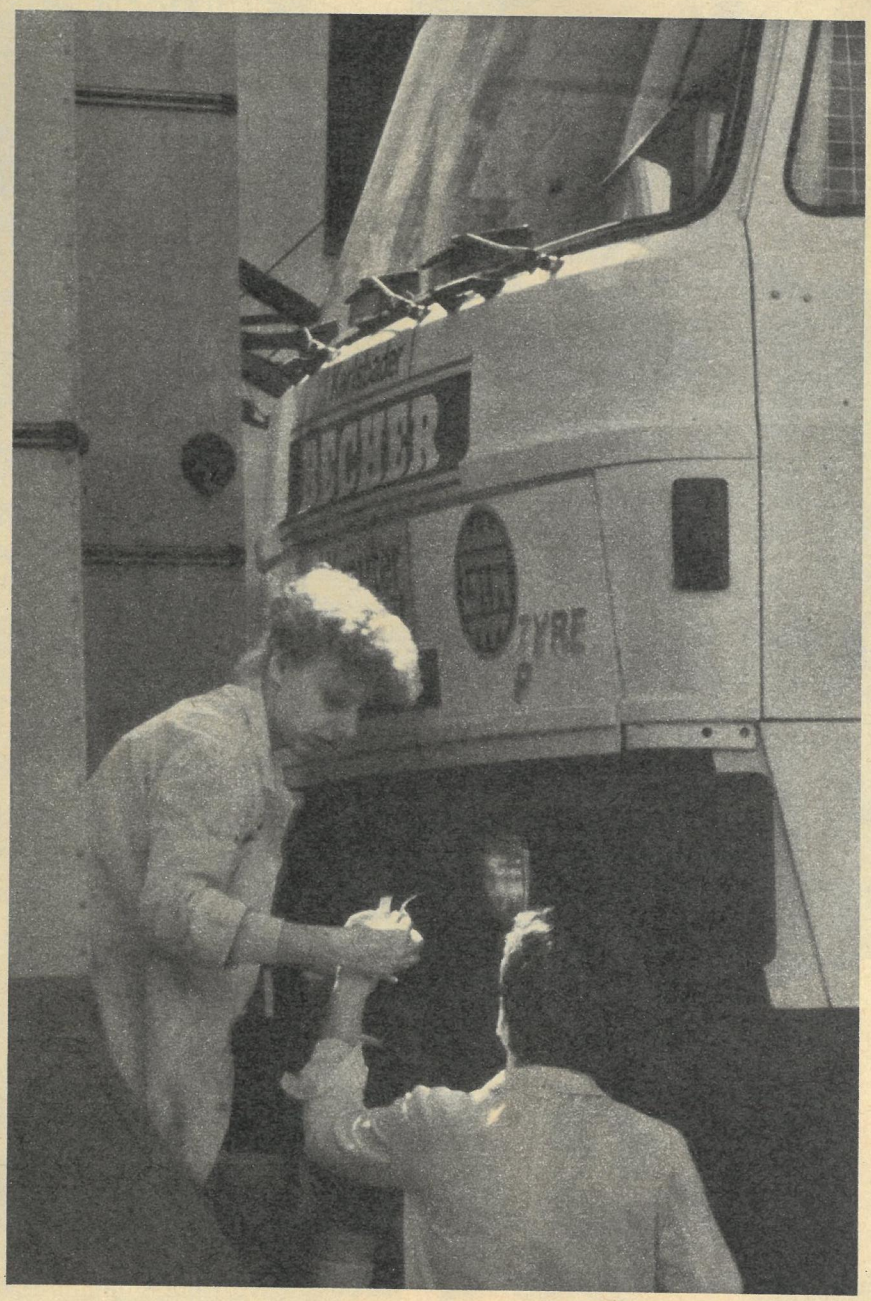
★

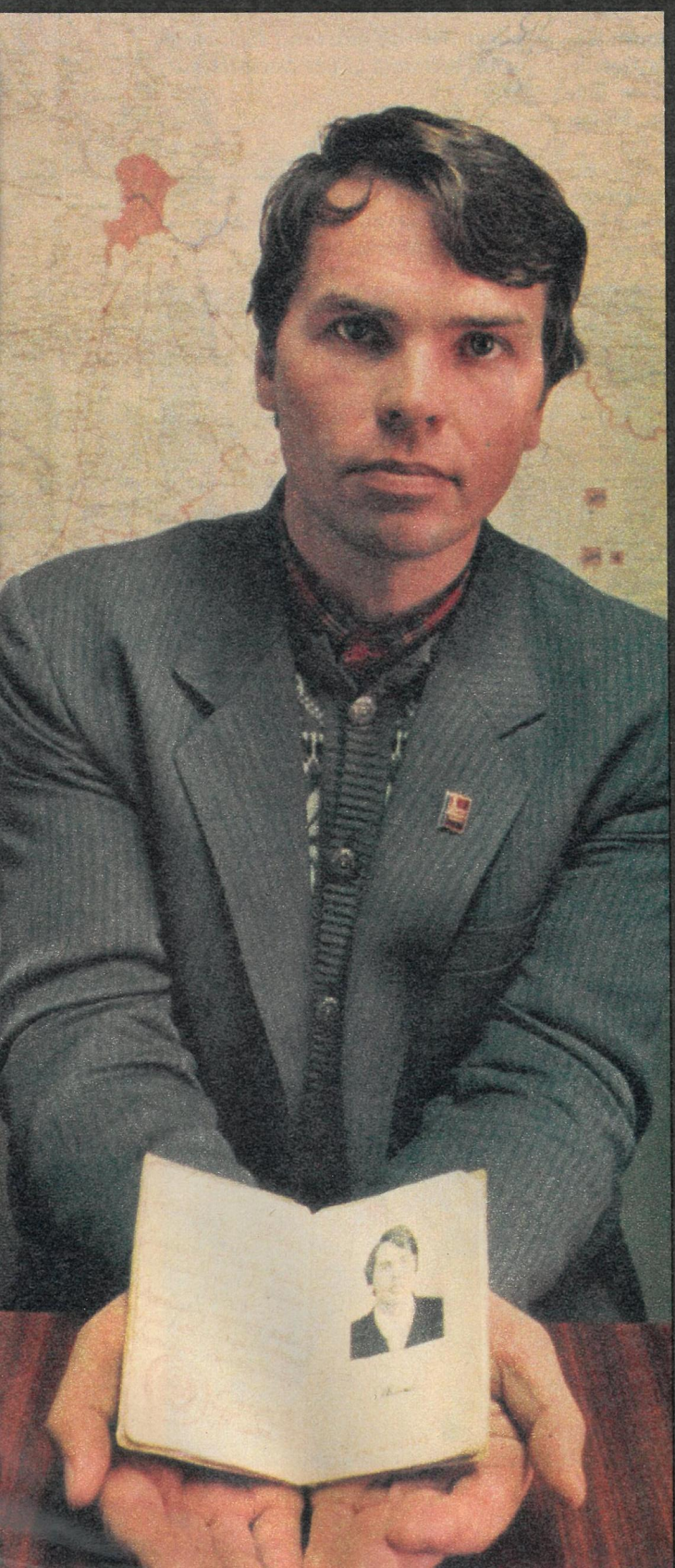
Unser Resümee: Besten Dank für fundierte Auskünfte! Wenn dann alles in dem Topf ist, wo es kocht, dürfen wir es uns bei LIAZ bestimmt für unsere Leser auch ansehen!

Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit „Svět Socialismů“, Prag.

Alltag in einer Berliner Straße: Die Müllmänner sind da, mit einem modernen Transporter von LIAZ.

Vor dem Start zu einer Werbetour für die Weltmarke LIAZ.





Malerisch ist die Gegend des Wepser Höhenzuges, in der die Wepsen noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts viele Dörfer bewohnten. Heute stehen in zahlreichen Dörfern Häuser leer, weil die wepsische Bevölkerung in andere, besser erschlossene Gegenden zog (Bild oben). – Einmalige Ausstellungsstücke, aufbewahrt im Schulmuseum des Dorfes Kurba, sind diese zerlesenen Ausgaben der einstmals in Vinnizy (Gebiet Leningrad) erschienenen Zeitung „Wepskaja Prawda“ sowie das aus dem Jahre 1937 stammende Arithmetik-Buch (Bild rechts). – Links der Vorsitzende des Dorfsowjets von Osero, Georgi Michailowitsch Paschkow, seiner Nationalität nach Wepse. Auf Geheiß der örtlichen Organe jedoch mußte er in seinem Paß als Nationalität die der Mehrheit der dort ansässigen Bevölkerung angeben.

Die Wepsen

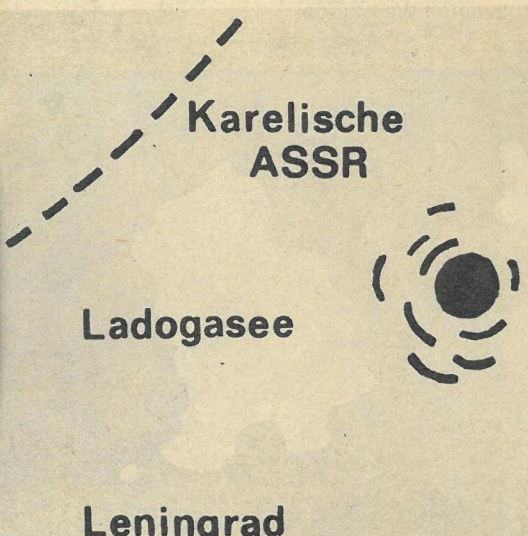
Im Leserauftrag

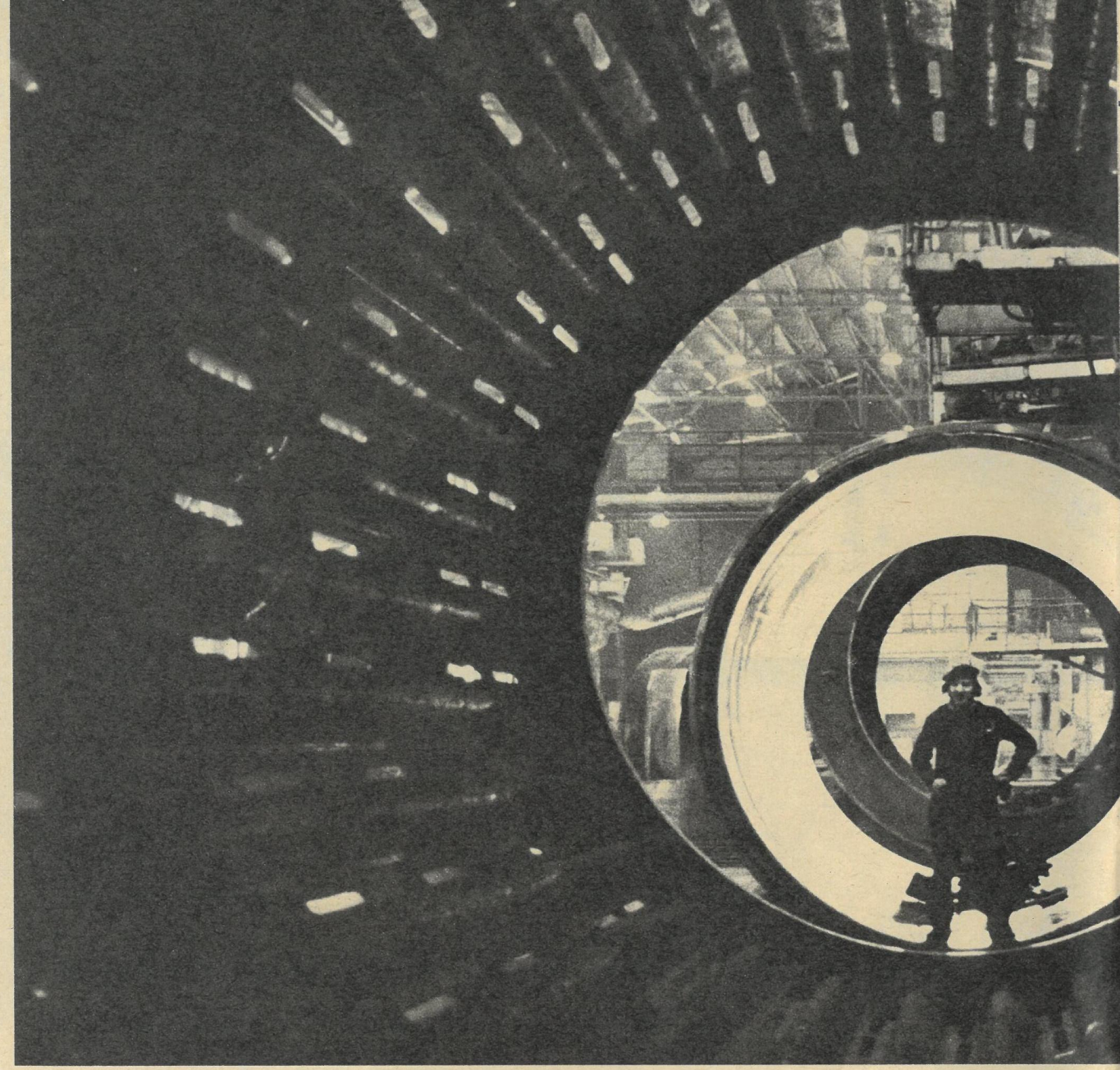
Liebe FREIE WELT! Kürzlich las ich in einem Buch über Karelien, daß dort auch Angehörige einer nationalen Minderheit leben, die sich Wepsen nennen. Ich konnte nirgendwo Angaben über diese sowjetische Völkerschaft finden. Könnten Sie bitte einmal über die Wepsen berichten?

Herta Burmeister, Berlin

Die Wepsen

Die Wepsen nennen sich selbst „Wepsa“ – abgeleitet von der Bezeichnung „Wesj“, unter der sie in russischen Chroniken erstmals im 6. Jahrhundert erwähnt werden – oder „Ljudiki“ – nach dem russischen Wort „ljudi“ = Leute, Menschen. Sie haben kein geschlossenes ethnisches Territorium, sondern bewohnen heute in kleinen Gruppen vorrangig ein Gebiet, das verwaltungsmäßig in die Gebiete Leningrad und Wologda sowie in die Karelische ASSR hineinreicht. Mit Finnisch, Karelisch, Estnisch, Livisch, Wotisch gehört





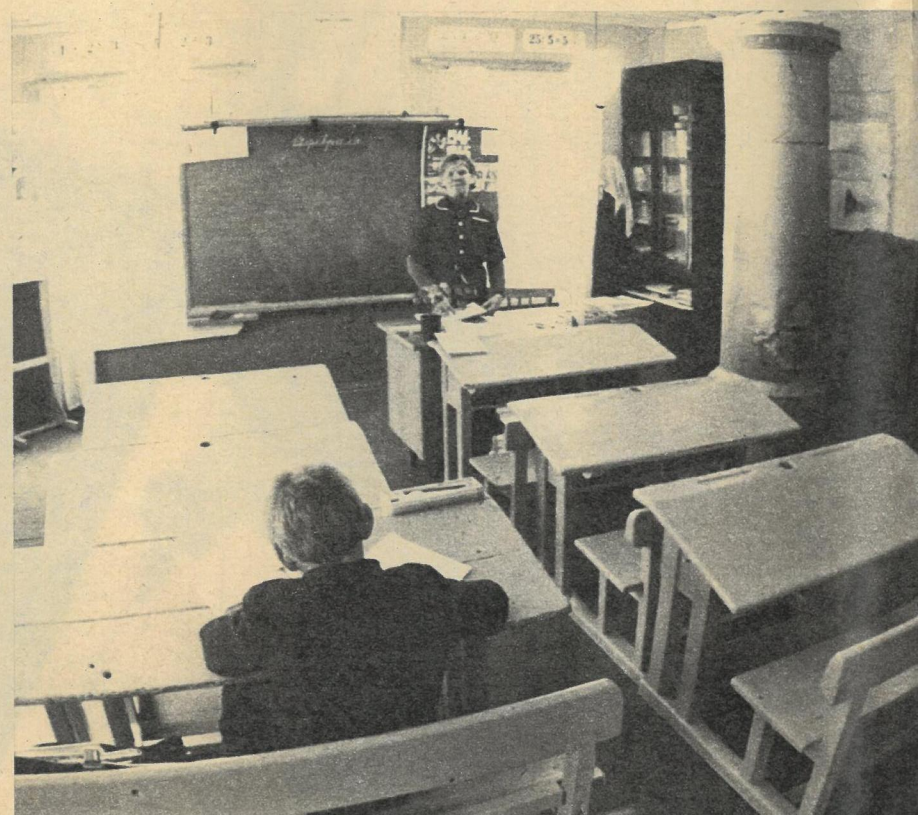
Wepsisch zur ostfinnischen Sprachgruppe.

Die Wepsen hatten vor der Oktoberrevolution keine Schriftsprache, sie waren überwiegend Analphabeten. Erst zu Beginn der dreißiger Jahre wurde der Versuch unternommen, eine wepsische Schrift- und Literatursprache zu schaffen. Danach wurde in Gebieten mit wepsischer Bevölkerung der Unterricht in wepsischer Sprache eingeführt, eine Zeitung erschien. In den wenigen Jahren, in denen die Schriftsprache gelehrt wurde, konnte sie sich nicht einbürgern.

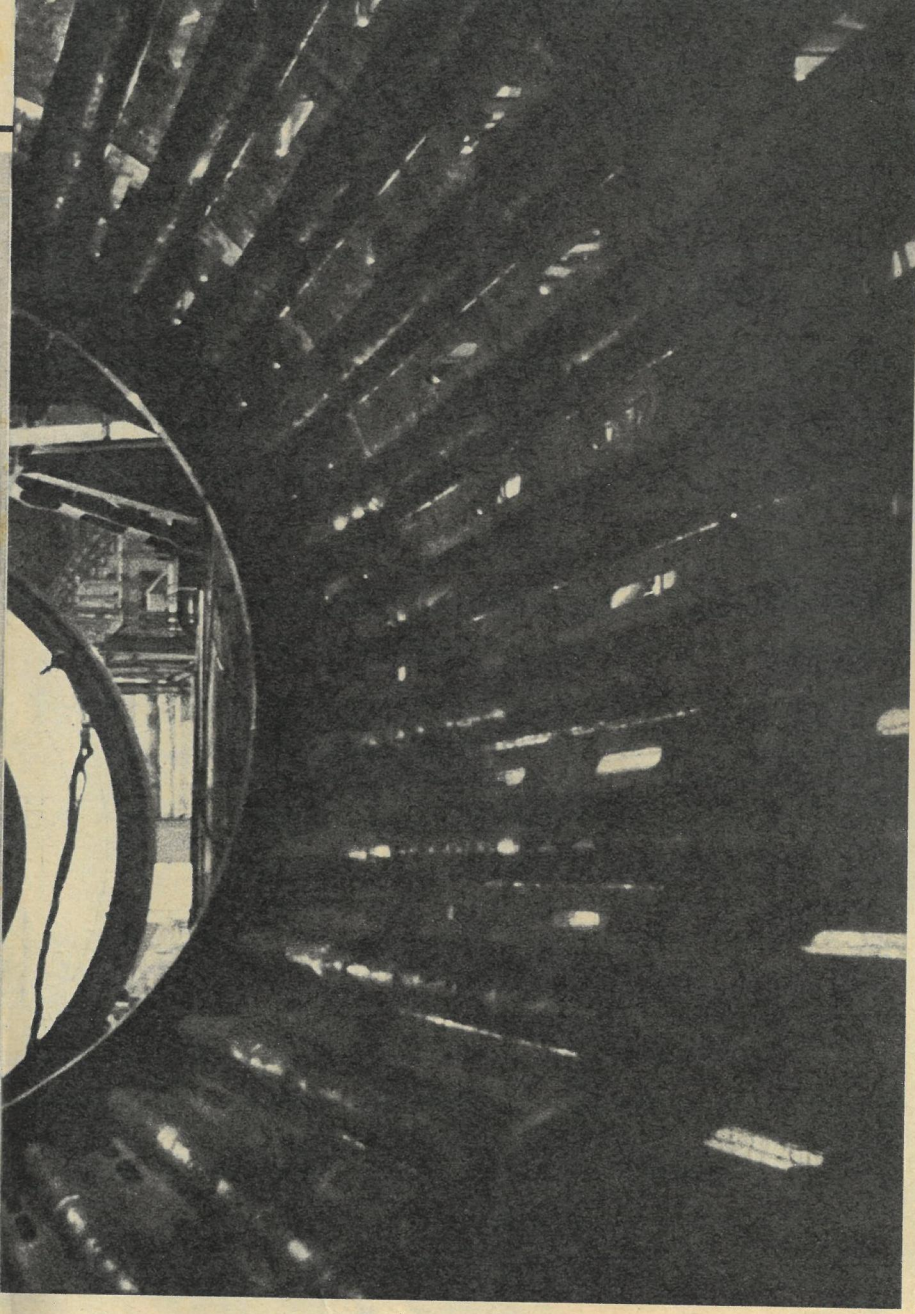
Vor genau einem Jahrzehnt habe ich in Kareliens Hauptstadt Petrosawodsk den Wepsen Juri Sorokin kennengelernt. Er arbeitete als Monteur im Maschinenbaubetrieb „Petrosawodskmasch“. Damals sagte er zu mir: „Da wir Wepsen inmitten russischer Bevölkerung siedeln, sind bei uns Mischehen an der Tagesordnung. Wir bedienen uns heute ausschließlich der russischen Schriftsprache, wepsisch ist nur noch als mündliche Umgangssprache verbreitet. Allerdings kennen viele junge Leute ihre Muttersprache schon nicht mehr.“ Den Verlust der Muttersprache haben die Wepsen mit den meisten Völkern gemeinsam, die keine Autonomie besitzen. Aber wie ist es möglich, daß innerhalb von vierzig Jahren die Bevölkerung wepsischer Nationalität um das Vierfache sinken konnte? Denn: Wies die Volkszählung von 1939 noch 32 000 Wepsen aus, so gab es laut Volkszählung von 1979 nur noch 8000 Angehörige wepsischer Nationalität.

Von TASS (Fotochronik) erreichten uns die Fotos dieser Seiten mit diesem dazugehörigen Text: „Mit Bitternis weist der Vorsitzende des Dorfsowjets von Osero, Georgi Michailowitsch Paschkow, seinen Paß vor, in dem in der Spalte ‚Nationalität‘ die Eintragung ‚Russe‘ steht. Paschkow jedoch ist Wepse, ein Vertreter der angestammten Bevölkerung, die in russischen Annalen als ein treuer Verbündeter des alten Rußland erwähnt wird. Den Wepsen werden seit Jahrhunderten auch hervorragende und reiche Kulturdenkmäler des europäischen Nordens zugeschrieben – Grabhügel aus dem 10./13. Jahrhundert. Das Interesse der Archäologen an diesen Denkmälern hat schon über einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten in keiner Weise nachgelassen.

In den Dokumenten der Volkszählung des Jahres 1979 finden sich für die Gebiete Leningrad und Wologda fast keine Angaben mehr über die Wepsen. Ein ganzes Volk kann doch aber nicht in vier Jahrzehnten verschwinden? Nein, natürlich nicht. Auf Anweisung übergeordneter Stellen wurde nur einfach in allen Registern die einheimische Bevölkerung als Bürger russischer Nationalität eingetragen. Die Pässe wurden umgetauscht, und noch heute verweigert man in einigen Gegenden den jungen Menschen, die ihren ersten Paß erhalten, die Eintra-



Im Dorf Nemsha ist Oleg Smirnow der einzige Schüler; ihn unterrichtet die pensionierte Lehrerin Serafima Lytajewa. – Das Durchschnittsalter im Dorf Saosero beträgt 57 Jahre (rechtes Bild).



Juri Sorokin, Monteur in einem Maschinenbaubetrieb in Petrosawodsk (Karelien); die meisten Wepsen sind in der Landwirtschaft tätig.

gung ihrer angestammten, ursprünglichen Nationalität.

Aber die Probleme gehen noch tiefer. Da ist das ganze Spektrum der ‚Leiden der Nichtschwarzerde-Regionen', wie Wegelosigkeit, fehlender Wohnungsbau, Mangel an sozialen und kulturellen Einrichtungen. Je mehr ungelöste Probleme sich bei einem Volke aufstauen, desto größer ist sein Migrationsgrad: Die Wepsen verstreuen sich über weite Gebiete, es entsteht eine Kluft zwischen der Anzahl der Männer und der Frauen im heiratsfähigen Alter, Dörfer sterben aus, und das Durchschnittsalter der Bevölkerung steigt rapide an." Soweit TASS.

Juri Sorokin sagte mir 1979 auch: „Ich hatte das Glück, eine Frau wepsischer Nationalität zu finden, wir haben zwei Kinder. Was ich für die beiden nicht mehr hoffen kann – der Kleinere verläßt in zwei Jahren die Schule – wünsche ich mir für meine eventuellen Enkelkinder: Daß die Zeit wiederkommt, da sie – wie ich – die wepsische Muttersprache in der Schule erlernen."

Von meinem damaligen Besuch im Petrosawodsker Institut für Sprach-, Literatur- und Geschichtsforschung weiß ich, daß man dort – wissenschaftlich – seit vielen Jahren die Erforschung der wepsischen Sprache betreibt. Seit Anfang der fünfziger Jahre sammeln Expeditionen sprachliches Material und fixieren die mündliche Sprache der Wepsen, die sich in drei Dialekte untergliedert. Als Ergebnis wurde 1972 ein großes dialektbezogenes „Wepsisch-russisches Wörterbuch" veröffentlicht, 1981 erschien eine wissenschaftliche „Grammatik der wepsischen Sprache".

Die Wepsen waren kürzlich unter den ersten, die sich mit der Bitte um Gewährung von Hilfe an den Rat zur Bewahrung und Entwicklung der Kultur der kleinen Völkerschaften der UdSSR wandten, der beim Sowjetischen Kulturfonds geschaffen wurde. Dieser Rat faßte den Beschluß, am Beispiel des Volkes der Wepsen ein spezielles „Modell der Wiedergeburt kleiner Völkerschaften" zu entwickeln und umzusetzen. Grundlage dieses Modells bildet der Gedanke der Autonomie.

Gisela Reller

Fotos: O. Porochownikow (TASS), Heinz Krüger (1); Karte: Martin Kotsch

Im nächsten Heft:

Die Zeit läuft

Etwa 60 Prozent der UdSSR-Bevölkerung lebt unter Bedingungen erheblicher ökologischer Belastungen. FREIE WELT sprach darüber mit Professor Jablokow, der den Schreibtisch seines Instituts mit dem eines Politikers getauscht hat und sich mit den Fähigkeiten eines angesehenen Wissenschaftlers für die Rettung der Umwelt einsetzt.

Das Jahr 1939

Vor 50 Jahren führte die faschistische Kriegspolitik zum Überfall auf Polen und zum Beginn des zweiten Weltkriegs.

Foto: Archiv

Alles beim alten

Dmitri Bilosertschew, jetzt 22jährig und schon „goldigster" der achtziger Jahre, wollte Abschied nehmen. Aber nichts ist – er hatte nur mal laut gedacht...

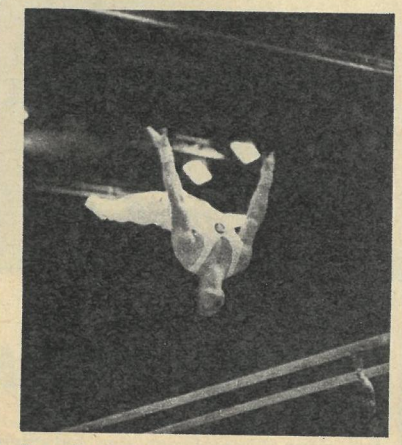


Foto: Safronow

Der Affenkönig Sun Wukong

...nimmt sich himmlischen Mächten gegenüber eine Menge heraus. Seine Abenteuer werden in der weltberühmten Peking-Oper geschildert, die die Phantasie europäischer Zuschauer auf ungewohnte Weise fordert.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Gelbbauchunke

Bombina variegata LINNAEUS 1758

Bei einer Körperlänge von lediglich 4 bis 4,5 cm gehört die auf der Oberseite stark warzige Gelbbauchunke mit ihrer Schwesterart, der Rotbauchunke, zu den kleinsten Froschlurchformen Mitteleuropas. In unserem Gebiet erreicht diese auch als Bergunke bezeichnete Vertreterin der Scheibenzüngler ihre nordöstliche Verbreitungsgrenze, sie ist vereinzelt nur für die drei thüringischen Bezirke belegt. Ganz anders ihre Häufigkeit in Bulgarien, auch schon in der ČSSR, wo sie in nahezu allen Mittelgebirgen, ja sogar im Hochgebirge bis über 1800 Meter anzutreffen ist. Als wenig anspruchsvolle Art (und „Kulturfolger" des Menschen) besiedelt die Gelbbauchunke wassergefüllte Erdaufschlüsse, Abflußgräben, Regenkuhlen auf Fahrwegen und selbst Dorfteiche. Trocknen solche Gewässer zeitweilig aus, ziehen sich die Tiere in den Schlammgrund zurück und halten so eine Sommerruhe.

Beim Auftreten vermeintlicher Feinde tauchen Unken im Laichgewässer blitzschnell ab. An Land dagegen beobachten wir eine originelle Abwehrreaktion, die als „Unkenreflex" bezeichnet wird. Die Tierchen stellen sich tot, indem sie sich schlagartig auf den Rücken werfen, um ihrem Widersacher die grell gelbschwarz kontrastierte Unterseite in lebloser Pose darzubieten. Öfter nehmen die winzigen Lurche ihre sogenannte „Kahnstellung" ein, wobei der Rücken hohlkreuzartig durchgebogen wird und Vorder- wie auch Hinterbeine nach außen und auf den Rücken gedreht werden; so ist nur ein Teil des Kontrastmusters von oben sichtbar. Beide Verhaltensweisen stellen Schreckstellungen dar, die gegenüber anderen Lebewesen als Warnung dienen. Denn die Unken sondern zur Abwehr von Belästigungen ein giftiges Hautsekret ab, das vor allem auf Schleimhäuten eines Angreifers heftiges Brennen hervorruft. Zurückhaltung im Umgang mit den Tieren ist zu empfehlen, wie in vielen Ländern bereits vom Gesetz gefordert.

Dr. W. Wendt (Text und Fotos)

UNSERE FRAGE:
Fressen Kaulquappen

a) Wasserflöhe, Tubifex und Mückenlarven
b) Pflanzenteile und Geschwebe?

Antworten mit aufgeklebter Serienmarke (7) bitte per Postkarte bis 30. August an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. – So war es richtig in Heft 13: Frösche legen Laichballen ab (a). Es gewannen: 100 M – R. Qual, Zeitz; 75 M – F. Kiefer, Freyburg; je 50 M – I. Jahn, Ponitz; G. Taube, Lübben; H. Krumpholz, Sangerhausen.